

September 2015

Magazin der LAG Kinder- und Jugendkultur Hamburg

kyju

Thema
Flüchtlinge



Kinderbuchhaus
Kritzelfest mit Senatorin

Olympia-Bewerbung
Aber bitte nicht ohne uns

Gegenrede: Banalisierung
durch Kunstvermittlung?

Brekkekekex
Theater mit doppeltem Boden

- 03 Kunst als Sprache der Sprachlosen
- 04 Warm-up für das Leben in Deutschland
- 07 Willkommenskultur statt Ausgrenzung
- 12 Azubis lehren das Thema Tod
- 14 Es geht nicht darum, Mathe zu tanzen
- 16 Ali Shibly – für eine Welt voller Musik und ohne Waffen
- 18 Brekkekekex – mit Netzwerk und doppeltem Boden
- 20 Rolf Lautes Ahrensburger Tunnelmosaiken
- 22 Nicht ohne unsere Kinder – Hamburgs Olympiabewerbung
- 24 Kinderbuchhaus-Geburtstag: Kritzelfest mit Senatorin
- 26 Gegen den Vorwurf der Banalisierung der Kunst
- 30 »Das Gespenst von Canterville« als vielfarbiges Kopfkino
- 32 Tipps + Termine



kinder- und jugendkultur

Herausgeber

LAG Kinder- und Jugendkultur e.V.
 www.kinderundjugendkultur.info
 Wilhelm-Strauß-Weg 2
 21109 Hamburg
 Telefon: 040-180 18044

Leserbriefe an

info@kinderundjugendkultur.info

Redaktionsleitung

Lutz Wendler
 redaktion@kinderundjugendkultur.info

Redaktionsschluss

der nächsten Ausgabe:
 12. November 2015

Gefördert von der Kulturbehörde
 der Freien und Hansestadt Hamburg.

Bildnachweise

© Titel: Peter Räcker, S. 3 Nicolas Wendler, S. 4-6 Lutz Wendler (4), S. 7 Peter Räcker, S. 8 Lukulule, Lichtwerk-Schule, S. 9 Hamburger Konservatorium, Ulrike Krogmann, S. 10 GWA St- Pauli, S. 11 Hajusom, S. 12/13 Azubis, S. 15 Sebastian Knorr (2), Gabriele Fink Stiftung, S. 17 Arne Bachmann, S. 18 Brekkekekex (3), S. 20/21 Lutz Wendler (2), S. 23 Paul Gilham/Getty Images, S. 24/25 Kinderbuchhaus (4), S. 27 The National Gallery, London, S. 29 Lisa-Katharina Förster, S. 30/31 Theater Fata Morgana (2), S. 32 KinderKinder, Seiteneinsteiger, abgedreht, Landesmusikrat, BKJ

Thema Flüchtlinge Kunst als Sprache der Sprachlosen

Lampedusa, Mazedonien, Kos sind vergleichsweise neue Namen auf der Landkarte der schlechten Nachrichten. Ortsnamen, die uns signalisieren, dass die Probleme unserer Welt immer dichter an Deutschland heranrücken. Die Bilder von dort zeigen uns den nicht versiegenden Strom von Menschen, die nach Europa flüchten, um Kriegen, Verfolgung oder einer Armut ohne jede Perspektive zu entkommen. Auf vielen dieser Bilder ist nicht allein die Not der Flüchtlinge zu sehen, sondern auch ihre Verzweiflung und Entschlossenheit, es dorthin zu schaffen, wo sie hoffen, dass ein besseres Leben als in ihrer Heimat möglich ist.

Die Bundesregierung hat Mitte August ihre neueste Prognose für die Zuwanderung veröffentlicht. Bis zum Jahresende werden demnach 800.000 Menschen in Deutschland erwartet. Eine große Aufgabe, nicht allein für staatliche Einrichtungen, sondern für die ganze Gesellschaft.

In Fernsehbildern sehen wir Flüchtlinge als Teil einer Gruppe, die auf Distanz abstrakt wirkt. Konkret aber wird es, wenn in unserer Nachbarschaft Menschen ankommen, die Unterstützung brauchen. In Hamburg wurden allein 2014 etwa 6000 Menschen untergebracht, die Asyl beantragt haben – Tendenz rasch steigend. Zurzeit sind in Hamburg mehr als 3200 minderjährige Flüchtlinge registriert, die zum Teil sogar unbegleitet, also allein, in Hamburg angekommen sind. Junge Menschen, die Hilfe brauchen, um sich in einer

fremden Umgebung zu orientieren, möglichst frei von Ängsten.

Wir haben für diese Ausgabe von kju, dem Magazin der LAG Kinder- und Jugendkultur Hamburg, als umfangreichen Schwerpunkt das Thema Flüchtlinge gewählt, um zu zeigen, wie kulturelle Institutionen und Initiativen helfen können. Im zentralen Beitrag dieses Titelthemas stellen wir acht Projekte vor, die mit jugendlichen Flüchtlingen arbeiten und ihnen auf sehr verschiedene Weise den kulturellen Zugang zu Deutschland erleichtern wollen. Das Ganze steht unter dem Motto »Kunst als Sprache der Sprachlosen«.

Dazu passt eine Reportage aus einer Alphabetisierungsklasse an einer Stadtteilschule in Neuallermöhe-West, wo zwei Schauspielerinnen seit drei Jahren erfolgreich mit Jugendlichen arbeiten, die zum Teil kaum schulische Erfahrungen mitbringen, aber schnell Deutsch lernen sollen.

Außerdem porträtieren wir den Musiker und Architekten Ali Shibly, der 1980 vor dem Schreckensregime von Saddam Hussein aus dem Irak flüchtete. Über Umwege ist er in Hamburg angekommen, 2007 bekam er die deutsche Staatsbürgerschaft. Ali Shibly ist so etwas wie ein Muster-Immigrant. Er hat vor acht Jahren in St. Georg ein multikulturelles Mandolinenorchester gegründet, in dem 40 Kinder und Jugendliche gemeinsam spielen – ein Projekt, von dem die



Teilnehmer weit über die Musik hinaus profitieren. Shibly macht das alles ehrenamtlich. Er wendet seine Energie dafür auf, andere zu integrieren.

Unser Titelthema gibt Hinweise, Fingerzeige, Signale. Deshalb passt es ideal zum Neuanfang des Magazins der LAG, dessen neuer Name kju ist. Das steht sowohl für Kinder- und Jugendkultur, kann aber auch als das mehrdeutige englische »cue« gelesen und als Signal, Hinweis, Fingerzeig verstanden werden. Das erste Heft ist eine Doppelausgabe mit viel Lesestoff. Und einer Gestaltung, in der die bunte Vielfalt der Hamburger Kinder- und Jugendkultur abgebildet werden soll.

Lutz Wendler (Jahrgang 1956) arbeitet seit den späten 80er-Jahren als Journalist in Hamburg. Mit dieser Ausgabe hat er die Redaktionsleitung von kju übernommen.

Thema Flüchtlinge

Warm-up für das Leben in Deutschland

Im Auftrag der Kulturagentin Eva-Maria Stüting arbeiten die Schauspielerinnen Vivien Mahler und Charlotte Pfeifer seit drei Jahren an einer Stadtteilschule im Bezirk Bergedorf mit Flüchtlingskindern.

Auf den ersten Blick ist es ein gewöhnliches Klassenzimmer. Doch die Fülle von beschrifteten und illustrierten Blättern an den Wänden irritiert. Auf dieser kunterbunten »Tapete« fällt rasch ein kurzer Spruch in Großbuchstaben auf: »REFUGEEES WELCOME«. Ein Hingucker ist auch die Reihe von Fotoausdrucken, die sich wie ein Fries in gut 1,90 Meter Höhe eine Wand entlangzieht: ein Alphabet, dessen einzelne Buchstaben von Jugendlichen mit ihren Körpern gebildet wurden. Die Bilder zeigen mehr als einzelne Lettern, sie stehen auch dafür, dass die Akteure unmittelbar und elementar erfahren, wie Wörter sich zusammensetzen.

Die Verbindung von Sprache und Körperempfinden ist Programm in der gerade beginnenden Doppelstunde an der Gretel-Bergmann-Schule in Neuallermöhe-West. Wir sind zu Gast in der Alphabetisierungsklasse. »Jugendliche Flüchtlinge lernen hier die deutsche Sprache kennen und üben das Schriftsystem, also Lesen und Schreiben«, sagt die Lehrerin Maike Roffmann und fügt hinzu, dass 22 der etwa 30 Wochenstunden Deutsch-Unterricht seien. Bestes Beispiel dafür, dass dieser Unterricht nicht streng

nach Lehrplan und -buch, sondern spielerisch und sinnlich abläuft, sind die wöchentlichen Doppelstunden, die von den beiden Hamburger Schauspielerinnen und Regisseurinnen Charlotte Pfeifer und Vivien Mahler gemeinsam mit der Lehrerin gestaltet werden.

»Benutzt Euren Körper als Bass-Drum«, sagt Charlotte Pfeifer und gibt den Rhythmus mit Fußstampfen und Händeklatschen vor, bevor sie für die zweite Runde Rasseln, Glocken, Kastagnetten, Triangel und Knackfrosch verteilt. Es folgt das Ausschütteln von Armen und Schultern, dann das Aufwärmen der Stimme mit Übungen wie Eis-



Charlotte Pfeifer mit Mohamad (12)

schlecken und einer einfachen Kiefer- und Zungengymnastik. Alle sechs Schüler sind offensichtlich mit Spaß dabei, auch Lehrerin Maike Roffmann, die seit zweieinhalb Jahren mit jugendlichen Flüchtlingen in der Alphabetisierungsklasse arbeitet.

Die Stadtteilschule im Bezirk Bergedorf hat insgesamt etwa 1200 Schüler. In den »Alphaklassen« sollen für jedes Kind erste Voraussetzungen für die Vorbereitung auf den Regelunterricht geschaffen werden. Maike Roffmann schätzt, dass es etwa 20 sogenannte »Alpha-Klassen« in Hamburg gibt, knapp die Hälfte davon für Schüler jenseits des Grundschulalters. Die Voraussetzungen der Schüler können sehr unterschiedlich sein, kulturell, sprachlich und auch die schulischen Vorerfahrungen betreffend. Außerdem ist das Alter uneinheitlich, die Schüler in Maike Roffmanns Klasse sind von 12 bis 16 Jahre alt. Die einzelnen Klassenverbände bestehen selten aus mehr als zehn Schülern. Die Zusammensetzung wechselt oft: Neue Kinder kommen von heute auf morgen hinzu, andere müssen die Klasse verlassen, weil sich ihr Aufenthaltsstatus geändert hat. Der einjährige Besuch der Alphabetisierungsklasse ist für viele Flüchtlingskinder Voraussetzung für eine der zahlreicheren Internationalen Vorbereitungsklassen (IVK, an der Gretel-Bergmann-Schule sind es drei), die den Übergang in Regelklassen ermöglichen sollen.



Schauspielerisches Naturtalent: Benni (12) aus Montenegro dankt für den Applaus seiner Mitschüler

Die Mitwirkung von Vivien Mahler und Charlotte Pfeifer betrachtet die Lehrerin als Glücksfall, weil die Schauspielerinnen motivieren und durch spielerisches Lernen die deutsche Sprache leichter zugänglich machen. Ermöglicht wird die Kooperation durch das Kulturagenten-Projekt der Kulturstiftung des Bundes und der Mercator-Stiftung, an dem sich fünf Bundesländer beteiligen. Kurz gesagt geht es darum, mit Hilfe von Künstlern kulturelle Bildung in die Schulen zu bringen.

In Hamburg sind acht sogenannte Kulturagenten für jeweils drei der 24 Ganztagschulen zuständig, die mitmachen. Eva-Maria Stüting, Kulturagentin im Bezirk Bergedorf, hat das Duo Mahler/Pfeifer für die Schule in Neuallermöhe-West gewonnen, wo die beiden auch mit den Entwicklungsklassen arbeiten. Ihr Unterricht in der »Alpha-Klasse« ist viel mehr als ein Sprachför-

derkurs, denn es wird auch eine Schulaufführung entwickelt. In der »Alphaklasse« von Maike Roffmann werden diesmal kleine quasi filmische Szenen geprobt. Charlotte Pfeifer hat zwei Sätze mit Betonungszeichen an die Tafel geschrieben, die zunächst alle Schüler im Chor nachsprechen: »Dunkel, so dunkel, ich seh' gar nichts mehr. Wo kommt auf einmal die Gänsehaut her?« Danach wird an den Effekten gearbeitet: An unheimlichen Sounds wie dem schrillen »Psycho«-Thema, das der 14-jährige Serbe Kemo auf der Flöte nachahmt; an improvisierten Gruseltönen wie dem Regengetrommel mit Fingerspitzen auf einem Tisch. Charlotte Pfeifer fordert noch »ein bisschen mehr Paranoia« und fragt: »Wer kann ein Werwolf-Geräusch machen?« Danach wird der Double Take geübt: einer geht, dreht sich kurz zögerlich-ängstlich um, bevor er panisch-erschreckt ein zweites Mal hinter sich blickt.

Als dann die Vorhänge zugezogen werden und fast alle sich hinter Schränken und unter Tischen versteckt haben, ist die Bühne für den zwölf Jahre alten Benni im Bond-Shirt bereitet, der es genießt, Hauptdarsteller der Performance zu sein und das Ganze auch noch einmal mit Mohamad (12) aus Syrien und dem Versuch eines Triple Take wiederholt. Schließlich darf Benni noch das Sound-Orchester dirigieren. Zum Abschluss spielen die Jugendlichen und ihre Lehrer zum Runterkommen noch einige Runden »der Plumpsack geht rum«. Große Freude bei allen Beteiligten.

Nach der Stunde erzählt Lehrerin Maike Roffmann, wie hilfreich die Arbeit der Schauspielerinnen auch für ihren eigenen Unterricht sei: »Die Jugendlichen entwickeln dadurch Selbstbewusstsein und sie lernen, sich in der Gruppe zu präsentieren. Wenn sie neu in der

Thema Flüchtlinge Willkommenskultur statt Ausgrenzung

Klasse sind, bemerke ich oft, dass es ihnen unangenehm ist, wenn sie nicht sagen können, was sie wollen. Ihnen fehlt die vertraute eigene Sprache, so als sei ihnen etwas weggenommen worden.« Das Schauspiel sieht die Lehrerin als Weg, sich anders auszudrücken: »Sie dürfen das, ohne dass es als richtig oder falsch bewertet wird. Das ist eine gute Erfahrung, wenn ihnen sonst oft gespiegelt wird, dass sie etwas nicht können.«

Für die Schauspielerinnen war das Kulturagenten-Projekt, für das sie seit drei Jahren arbeiten, »ein Sprung ins kalte Wasser«, sagt Charlotte Pfeifer: »Wir haben ausprobiert, was geht. Die Struktur mit dem Warm-up, mit den kleinen Szenen und einem Spielchen zum Abschluss war schnell klar.« Der Rest, Inhalte und deren Vermittlung, sei vor allem Learning by doing gewesen. Auf Anhieb funktioniert hätten Musik und einfache Geschichten wie Märchen, erzählt Vivien Mahler. »Deutscher Rap zum Beispiel, sehr langsam gesungen, hat uns geholfen, die Schüler und ihre Themen besser kennenzulernen.« Sehr nützlich seien auch die Aufwärmtechniken gewesen, sagt Vivien Mahler: »Durch Sprechübungen haben die Jugendlichen Bewusstsein für die Muskulatur der Stimmbildung und eine deutliche Artikulation entwickelt.«

Stolz sind die beiden darauf, wie schnell ihre Schüler den Unterricht kreativ verarbeitet haben

– zum Beispiel in kleinen Szenen, die sie aus der Beobachtung von Menschen in der Bahn entwickeln sollten. Charlotte Pfeifer: »Wir haben als Geschichte, die gut zu verstehen ist, die Bremer Stadtmusikanten ausgewählt. Daraus haben die Schüler ein sehr lebendiges Hörbuch gemacht.« Dieses Hörstück wurde zusammen mit einem Trickfilm zum gleichen Stoff, den eine Hamburger Comic-Zeichnerin mit Schülern entwickelte (auch ein Projekt der Kulturagenten), am »Tag der Talente« an der Stadtteilschule aufgeführt.

»Mich begeistert die Arbeit in dieser Klasse, weil das Spiel die Jugendlichen befreit. Sie haben Deutsch noch nicht im Körper. Sie können hier aber lernen, dass sie auch in einer fremden Sprache sie selbst sein können und nicht jemand anderes sein müssen«, sagt Vivien Mahler. Das Modellprojekt Kulturagenten zeigt an der Gretel-Bergmann-Schule, wie Kunst und Kultur nachhaltig auch für pädagogische und soziale Ziele eingesetzt werden können. Und es sorgt für verbindende emotionale Erlebnisse. Maïke Roffmann hat einen Elternabend in der »Alpha-Klasse« als »besonders schönen Moment« in Erinnerung behalten: »Der Raum war so bunt, es waren viele verschiedene Sprachen zu hören, und ich dachte kurz, das alles kann doch gar nicht funktionieren. Wir alle haben jedoch rasch gelernt, dass es möglich ist.«

Lutz Wendler



Lernt, sich unter Jungs zu behaupten: Marha (14) aus Syrien. Darunter Kemo (14) aus Serbien

Mehr als 3200 minderjährige Flüchtlinge sind in Hamburg registriert. Zahlreiche Kulturinstitutionen leisten einen wichtigen Beitrag dazu, dass diese Kinder und Jugendlichen das Leben hier zu verstehen lernen. Wir stellen einige Programme vor.

»Nennt mich beim Vornamen. Oder nennt mich meinerwegen auch den Afghanen. Aber nennt mich nicht Flüchtling!« Dem Wunsch des jungen Mannes, der anonym bleiben möchte, seit einiger Zeit in Hamburg lebt und Theater spielt, wird im persönlichen Umfeld entsprochen. Nicht jedoch von Seiten der Behörde, dort werden Menschen als Flüchtlinge erfasst. Hamburg werden nach einem 2015 festgelegten Schlüssel 2,5 Prozent der bundesweit gestellten Asylanträge zugewiesen. Zurzeit sind in der Hansestadt 4491 erwachsene, 1952 minderjährige begleitete und rund 1300 minderjährige unbegleitete Flüchtlinge registriert; hinzu kommen ungefähr 200 sogenannte junge Volljährige, die als Minderjährige nach Deutschland kamen und noch bis zum Alter von 21 Jahren in Jugendhilfe-Einrichtungen untergebracht sind. Diese Zahlen dokumentieren den Stand in der Hansestadt Hamburg am 30. Juni 2015.

Entsprechend der Anzahl der Flüchtlinge insgesamt ist auch die Zahl der unbegleiteten minderjährigen Flüchtlinge seit Juli 2014 deutlich gestiegen, von rund 250 im Sommer des ver-

gangenen auf etwa 750 im Juni dieses Jahres. Kamen 2014 die meisten dieser Jugendlichen aus Afghanistan und Nordafrika, so hat der Anteil der Flüchtlinge aus dem östlichen Afrika – Somalia und Eritrea – in diesem Jahr stark zugenommen.

Die Entwicklung der vergangenen Jahre wird auch an den Kapazitäten der Erstversorgungseinrichtungen deutlich: Von 14 Plätzen im Jahr 2007 wurde die Zahl auf 548 Plätze Ende Juni 2015 ausgebaut. Problematisch indes ist die Versorgung nach der Erstaufnahme: »Die Aufnahmekapazität der Jugendhilfeeinrichtungen für eine Nachfolgeunterbringung ist deutlich an Grenzen gestoßen; die Platzkapazität hat sich nicht dem Bedarf entsprechend erhöht. Auch ist eine Gruppe von Minderjährigen zu verzeichnen, die aufgrund der persönlichen Voraussetzungen (deutliche Verhaltensauffälligkeiten, geringe oder gar keine Fortschritte beim Spracherwerb, geringe Mitwirkung an der eigenen Entwicklung) nur schwer in Anschlussmaßnahmen zu vermitteln sind.« (Hg. Behörde für Arbeit, Soziales, Familie und Integration Hamburg, »Information zur Erstversorgung unbegleiteter, minderjähriger Flüchtlinge«, S. 14)

Nachrangig, aber eben auch nachhaltig, dürfen kulturelle Angebote auf Flüchtlingskinder und jugendliche Flüchtlinge wirken. An dieser Stelle kommen die Kulturprojekte unterschied-



Peter Racker setzt in seinen Workshops auf selbstgebaute Puppen als Ausdrucksmittel für Flüchtlingskinder

licher Hamburger Einrichtungen ins Spiel, die zwar nicht als Ersatz für eine »Nachfolgeunterbringung«, wie es im Behörden-Deutsch heißt, fungieren können, aber doch einen bedeutenden Beitrag leisten, indem sie Beziehungen zu Gleichaltrigen und damit ein soziales Gefüge aufbauen. Im Folgenden werden einige exemplarisch vorgestellt.

Der Hilferuf an Peter Racker und die **Arbeitsgemeinschaft für das Puppenspiel e.V.** kam von einer Mitarbeiterin einer zentralen Erstaufnahmestelle. Auf der Suche nach kulturellen Angeboten für Flüchtlingsunterkünfte im Rahmen einer Willkommenskultur für Asylanten stieß sie auf die Workshops des Puppentheaters, die in Hamburger Schulen unter dem Titel »Kinder spielen und sprechen sofort mit den Handpuppen, die sie selbst entworfen und gebaut haben!« durchgeführt wurden. Das Spiel der Kinder mit selbstgebauten Handpuppen fördert das Erlernen der fremden Sprache wie nebenbei.

Gleichzeitig hat der Dialog mit dem eigenhändig kreierten Gegenüber auch eine therapeutische Wirkung – ihm kann man viel erzählen. Basierend auf den Erfahrungen mit den Schul-Workshops in Hamburger Stadtteilen mit hohem Entwicklungsbedarf konzipierten Peter Racker und sein Team ein Format, das inzwischen in Flüchtlingseinrichtungen eingesetzt wird. Bis Ende Juli 2015 wurden in sieben Unterkünften 18 Workshops zum Handpuppenbau mit insgesamt 237 Kindern ab sechs Jahren durchgeführt. Die Hamburgische Kulturstiftung finanziert das Schulprojekt, und auch für die Initiative in Flüchtlingsunterkünften hat sie Mittel bei Sponsoren eingeworben. Der lange Titel ist geblieben, Puppen gebaut wurden bereits in der Flüchtlingsunterkunft Grandweg, den Erstaufnahmen Schwarzenberg, Sportallee und Holstenhofweg, in der Zentralen Erstaufnahme Dratelnstraße, dem Pavillondorf Poppenbütteler Weg sowie der Wohnunterkunft Wendenstraße. »Es geht um den Einsatz der selbst gebauten Handpuppen im freien, improvisierten Spiel, das sofort nach dem Bau der Puppen stattfindet. Wenn sich Gruppen bilden, die Anderen kleine Szenen vorspielen wollen, werden wir sie in einem zweiten Schritt auch dabei unterstützen«, so Peter Racker. Ein zweistündiger Workshop verursacht inklusive Material Kosten von 216 Euro.

LUKULULE – der Name kürzt das Motto eines seit 1999 arbeitenden, gemeinnützigen Vereins



Kulturarbeit zur Stärkung der Gemeinschaft: Szene aus einem Workshop von LUKULULE

ab: »Lust an Kunst, Lust am Leben«. Für das Projekt »FlüchtLINK« erhielten die Initiatoren im Mai dieses Jahres den »Ideenpreis Stadtkultur 2015«, die Jury begründete die Auszeichnung: »Die Projektidee FlüchtLINK thematisiert die aktive Gestaltung einer Willkommenskultur für junge Flüchtlinge.« Mable Preach, ehemaliges Mitglied von »Hajusom!«, leitet die Workshops mit 15 bis 20 Teilnehmern im Alter zwischen fünf und 15 Jahren; in deren Mittelpunkt stehen Musik, Tanz, Gesang und Schauspiel, die der »Verarbeitung von traumatischen Erfahrungen durch künstlerischen Ausdruck« dienen, so das Konzept, und Begegnungsmöglichkeiten zwischen jungen Flüchtlingen und Hamburger Jugendlichen schaffen. Bei diesen Kontakten zu Gleichaltrigen ergibt sich auch ein spielerisches Erlernen der deutschen Sprache. Bisher fanden Workshops in der Flüchtlingsunterkunft Mattkamp statt, eine Erweiterung auf die Vereinsräume von LUKULULE e.V. ist ebenso geplant wie ein Angebot für Jugendliche, die älter



Paula und Leyana, beide neun Jahre alt, im Rahlstedter Kunstkursus der Lichtwarkschule

als 15 Jahre sind; ein Aufführungstermin steht noch nicht fest. Finanziert wird das Projekt mit 5000 Euro von der Hoyer-Stiftung, 1000 Euro von Kulturkaviar e.V. Projekt »Neuland« sowie durch den dotierten Ideenpreis Stadtkultur mit 3000 Euro.

Wenn **Kunst – die Sprache der Sprachlosen** ist, eignet sie sich bestens als Medium für traumatisierte Kinder und Jugendliche. Seit ihrer Gründung 2010 haben mehr als 800 Kinder die Kurse der **Lichtwark-Schule** im Bereich Bildende Kunst besucht, vor allem in Stadtteilen mit hohem Migrationshintergrund. Diese Erfahrung bildet nun die Basis für die im Herbst startende Arbeit mit jugendlichen Flüchtlingen sowie mit Flüchtlingskindern, die erst vor kurzem in Hamburg angekommen sind. Um Dozenten und Pädagogen auf die spezielle Aufgabe vorzubereiten, werden diese zunächst in einem Workshop geschult, das Thema lautet »Arbeit mit Flüchtlingskindern in Deutschland – eine praktisch-



Das Hamburger Konservatorium nutzt für seine Flüchtlings-Programme die verbindende Kraft der Musik

künstlerische Auseinandersetzung mit Fragen zum Thema Flucht, Heimat, Trauma, interkulturelle Kompetenz und die Bedeutung eines künstlerischen Handlungsansatzes«. In den geplanten Kursen für Kinder in Flüchtlingsunterkünften soll künstlerisch, nicht therapeutisch zu folgenden Fragestellungen gearbeitet werden: Wer bin ich? Was kann ich? Wohin will ich? Beginn dieser Kurse ist der Oktober 2015.

Das **Hamburger Konservatorium** in Sülldorf ist als älteste Musikausbildungsstätte Norddeutschlands sowohl Akademie als auch Musikschule; seit mehr als 100 Jahren erlernen dort Menschen jeden Alters den Umgang mit einem Instrument. Das von den beiden Konservatoriumsdozenten Petra Schmidt (Rhythmik, Percussion) und Thomas Himmel (Schlagzeug, Bandtraining) geleitete Projekt **Willkommenskultur statt Ausgrenzung** findet in der Zentralen Erstaufnahmestelle (ZEA) Schnackenburgallee statt und erreicht dort wöchentlich rund 40 Kinder

und Jugendliche im Alter zwischen sechs und 14 Jahren in sechs Unterrichtseinheiten. Darüber hinaus werden Proben im Konservatorium sowie im »Haus der Projekte« auf der Veddel durchgeführt. Im Vordergrund steht das Erlebnis des Musizierens als freudvolle Erfahrung nach mitunter traumatischer Flucht, in einer Gemeinschaft von Asylsuchenden mit deutschen Kindern und Jugendlichen. Hinzu kommt der Spracherwerb im gemeinsamen Tun und ein Gefühl der Sicherheit, die ein geschützter Rahmen und die verlässlichen Strukturen des regelmäßigen Unterrichts bieten – erst recht in einer Situation, die von großer Fluktuation geprägt ist. Erste gemeinsame Aufführungen fanden anlässlich der Altonale und am Tag der offenen Tür des Hamburger Konservatoriums statt. Die Personalkosten trägt das Programm »Kultur macht stark« vom Bundesministerium für Bildung und Forschung (BMBF), Sachmittel werden durch die ZEIT-Stiftung, die Haspa Musik Stiftung und die Stiftung Maritim Hermann und Milena Ebel getragen. Auf diese Weise ist die Arbeit für mindestens drei Jahre gesichert und somit ausbaufähig. »Die Mittel ermöglichen uns, einen eigens angeschafften mobilen Musikraum in der ZEA aufzustellen,« erläutert Markus Menke, Direktor des Konservatoriums, »denn die Raumnot ist so groß, dass ansonsten der Instrumentalunterricht nicht möglich wäre.« Durch das Engagement der Stiftungen und des BMBF verfügt das Projekt über ein Budget von 100.000 Euro, hinzu kom-



Mit seiner Theater-Produktion »Stop! Checkpoint!« will das Wandsbeker Kulturschloss Grenzen überwinden

men private Spenden, die beispielsweise den Bustransfer der Kinder aus der ZEA ins Konservatorium und zu Konzerten gewährleisten. Die Organisation und Verwaltung des Projekts hingegen wird ehrenamtlich geleistet.

Unter dem Titel: **STOP! CHECKPOINT!** entstand im Kulturschloss Wandsbek ein Theaterprojekt mit Flüchtlingen über Heimat, Flucht und einem Ankommen in Deutschland.

Sechs männliche Flüchtlinge im Alter ab 17 Jahren spielen gemeinsam mit den Mitgliedern des bereits bestehenden »Kaleidoskop Theater« unter der Leitung von Ulrike Krogmann und Dorothea Erl. Durch die interaktive Form – Zurufe aus dem Publikum – sind die Zuschauer am Geschehen auf der Bühne beteiligt. Das wöchentliche Training im Kulturschloss Wandsbek mündet in dortige Aufführungen, die aber auch in anderen Einrichtungen gezeigt werden sollen. Ermöglicht wird das Projekt durch eine

Förderung des Bezirksamts Wandsbek, durch Kursbeiträge anderer Mitglieder (damit den Geflüchteten keine laufenden Kosten entstehen) und durch ehrenamtliche Arbeit. In diesem Jahr erhielt der »UnterstützerInnenkreis Litzowstraße« im Kulturschloss Wandsbek den Preis der Bürgerstiftung für ihre Flüchtlingsarbeit insgesamt; die Theatergruppe wurde 2015 mit dem Preis »Menschen verbinden – Zukunft stiften« ausgezeichnet.



Der Supermann, der mit Honig hilft: Szenenfoto aus dem Film »Bemann«, einer Produktion der GWA St. Pauli

Das älteste freie Theater für Kinder und Jugendliche in Hamburg, das Theater Zeppelin, organisiert von Mai bis Dezember 2015 ein Projekt mit dem Titel **Romeos und Julias 8.4**. Die Zahl im Titel ist ein Hinweis auf Zitate aus George Orwells Roman »1984«, die in die berühmte Liebesgeschichte eingearbeitet wurden; in dem sehr frei auf Shakespeare basierenden Stück geht es nicht um verfeindete Familien, sondern um eine diktatorische Gesellschaft, die Liebe als Verbrechen definiert. Christina Heitfeld und Andrea Keller erarbeiten die Koproduktion von Theater Zeppelin, Jahrmarkt Theater und ABC-Camps mit 22 Jugendlichen im Alter von 15 bis 18 Jahren in regelmäßigen Proben. Die Mittel für den Zeitraum von acht Monaten stellt »Kultur macht stark« in Höhe von 18.000 Euro zur Verfügung; davon werden die Honorare der personell beteiligten Pädagogen und Techniker sowie die Verpflegung der Spieler an den Proben tagen bestritten. Ferner wird eine Ausstellung als

Dokumentation über das Projekt nach erfolgreicher Durchführung finanziert. Eine Aufführung (für Jugendliche ab 15 Jahren) ist am 10. Dezember auf dem Hohlfluchtschiff geplant.

Was Honig und Helden gemeinsam haben, fanden 14 Jugendliche im Alter zwischen 16 und 18 Jahren heraus: **Beeman** heißt der schwarze Supermann im gleichnamigen Film, der jungen Flüchtlingen in Hamburg mit einem Super-Honig hilft. Gedreht wurde im Sommer 2014, als Kooperation der GWA St. Pauli (Gemeinwesenarbeit) mit den Vorbereitungsklassen für Migranten der Gewerbeschule 20 unter der (An)Leitung von Gesa Becher sowie den Filmemacherinnen Sarah Nuedling und Tarja Kühne im Medienzentrum der GWA St. Pauli. Die Jugendlichen setzten sich filmisch mit eigenen biografischen Erfahrungen auseinander, die ins Drehbuch einfließen. Das Ergebnis hatte auf dem Hamburger Jugendvideofestival »abgedreht« im Dezember 2014 Premiere und gewann dort einen der Nachwuchs-

preise. Auf St. Pauli wurde er im Januar 2015 auf einer eigenen Veranstaltung, der Honeykitchen, und Open Air im Rahmen des 40. Jubiläums der GWA gezeigt. Ferner lief er auf dem Bundesvideofestival in Halle und gewann dort den Sonderpreis »Genremix«. »Beeman« steht im Internet unter einer CC Lizenz zur Verfügung und kann auch künftig jederzeit gezeigt werden (<https://vimeo.com/115800853>). Das Filmprojekt wurde durch »Movies in Motion« vom Bundesverband Jugend und Film e.V. über das Programm »Kultur macht stark« mit 11.000 Euro für Sachmittel und Honorare für 20 Projekt tage finanziert.

Der Name ist Programm, denn es gilt, **Neuland** zu erobern. Hinter dem so betitelten Projekt von »Kulturkaviar e. V.« stecken gleich mehrere Angebote für Flüchtlinge: Eine Sprachförderung, Kultur-Ausflüge, Kunst und Tanz-Workshops. Und ein Musik-Dialog: Zum »Mattkamp-Jam«, benannt nach dem Namen der Unterkunft, treffen sich wöchentlich zwölf bis 20 Kinder, Jugendliche und Erwachsene zu einer offenen Jam-Session, angeleitet von der Sozial- und Musikpädagogin Jacqueline Schädel sowie der Musikerin Lucia Huber. Erwachsene sind hier ausdrücklich willkommen, einerseits um über die schneller lernenden Kinder eine sprachliche und kulturelle Brücke auch zu ihnen bauen zu können, andererseits um den Eltern die Angst zu nehmen, ihre Kinder könnten sich in der neuen Umgebung von



Wenn Kulturen sich gegenseitig beflügeln: Szene aus der Hajusom-Performance »If We Ruled the World«

ihnen entfremden. »Aus diesen musikalischen Begegnungen möchten wir neue Klänge kreieren«, so Johanna Dyckerhoff von »Kulturkaviar e. V.«, die sämtliche »Neuland«-Angebote koordiniert. »Neuland betreten nicht nur Menschen, die aus verschiedenen Ländern in Hamburg ankommen, um hier Schutz und neue Lebensperspektiven zu suchen. Neuland betreten auch Menschen, die erkennen, dass dies eine Veränderung für die Stadt bedeutet, in der eine große Chance liegt, gemeinsam Neues zu schaffen.« In der Wohnunterkunft Mattkamp leben zurzeit etwa 420 Menschen, dort wird im Frühjahr 2016 das Ergebnis der Sessions in einem Konzert aufgeführt. Die Kulturarbeit wird von der Ian und Barbara Karan Stiftung bereits seit 2009 unterstützt, der »Mattkamp-Jam« aktuell mit 8000 Euro gefördert.

Innerhalb der hier aufgeführten Initiativen spielt das Projekt **Hajusom – transnationale Kunst** eine besondere Rolle. 1999 gegründet, entwi-

ckelt es mit jungen Menschen – die meisten von ihnen haben Fluchterfahrung – in der Zusammenarbeit mit internationalen Künstlern verschiedener Genres interdisziplinäre Performance-Formate in Koproduktion mit Kampnagel. Am Projekt »Aller et Retour: L'Eldorado c'est où?« (»Hin und zurück: Wo ist Eldorado?«) sind zehn Ensemble-Mitglieder von »Hajusom« im Alter zwischen 17 und 25 Jahren sowie acht Studierende des »Centre de Formation et Recherche en Arts Vivants«, einer Theaterschule aus Ouagadougou in Burkina Faso, beteiligt. Die dortige Projektleitung hat Kia Claude Guingané inne, in Hamburg sind Ella Huck und Dorothea Reinicke verantwortlich. Das Projekt »versteht sich als Beitrag zum Konzept eines Kulturtransfers auf Augenhöhe ebenso wie zur transkulturellen Bildung im Kontext partizipatorischer künstlerischer Arbeit,« so Dorothea Reinicke, die als Leiterin seit der Gründung dabei ist. Beim aktuellen Projekt liefern eigene Fluchtgeschichten der in Hamburg lebenden »Hajusom«-Mitglieder den Erfahrungshintergrund, die Recherchearbeit indes wird gemeinsam mit den Kollegen aus Ouagadougou unter folgenden Fragestellungen geleistet: Worin besteht die Qualität eures Lebens in Burkina Faso? Welche Perspektiven, welche Sehnsüchte habt ihr? Und welche Aufgabe hat die Kunst in eurem Land, was kann sie bewegen? Wie sieht euer Bild von Europa aus? Glaubt ihr, dass sich das lebensgefährliche Risiko einer Flucht lohnt?

Aufgeführt wird Aller et Retour am 30. März 2016 auf Kampnagel. Förderungen kommen aller Wahrscheinlichkeit nach von der Kulturstiftung des Bundes, Programm TURN; durch Koproduktionsanteile von Kampnagel Hamburg; vom Theater im Pumpenhaus in Münster; vom Goethe Institut Burkina Faso. Da die Anträge noch nicht bewilligt sind, steht die Höhe der Finanzierung zum jetzigen Zeitpunkt nicht fest. In den vergangenen 15 Jahren wurde die Arbeit von »Hajusom« mehrfach ausgezeichnet, unter anderem mit dem Innovationspreis Fonds Soziokultur 2011 für »Hajusom in Bollyland« sowie mit dem Max-Brauer-Preis der Alfred Toepfer-Stiftung 2014. Was Zandile Darko, eine junge deutsche Frau, über die Arbeit von »Hajusom« sagt, gilt im Kern zukünftig hoffentlich auch für andere Initiativen: »Das Besondere an der Kunst von Hajusom ist, dass wir eine Gemeinschaft sind, die die Vielfalt der Welt vereint und einen utopischen Raum schafft, in dem die Geschichte der Welt neu geschrieben wird. Wir machen mit Hajusom Politik.«

Dagmar Ellen Fischer

Theater im Klassenzimmer Azubis lehren das Thema Tod

Monatelang haben Christopher Weiß und Kai Fischer ihre Performance »Vom Schatten und vom Licht« in Workshops mit Schulkindern vorbereitet. Der Aufwand hat sich gelohnt.

Das Klassenzimmer von Grundschulkindern in Jenfeld ist nicht gerade ein Ort, an dem ein magisches Theatererlebnis zu erwarten ist. Ebenso wie der Tod kein Stoff zu sein scheint, mit dem sich Kinder von neun Jahren ernsthaft beschäftigen wollen.

Keine schlechten Voraussetzungen also für ein neues Lehrstück des Duos »Die Azubis«, das irritierende Versuchsanordnungen mag, an denen sich experimentelle Theaterformen erproben lassen. Urban Art nennen Kai Fischer und Christopher Weiß ihr Konzept, das ebenso gerne mit wechselnden Erzählweisen wie mit eingefahrenen Erwartungen spielt, bevorzugt an ungewöhnlichen Orten.

Neuestes dieser risikofreudigen Projekte mit überraschenden Resultaten fürs Publikum und zuweilen auch für die Akteure ist die lange vorbereitete und seit Juni erstmals in verschiedenen Schulklassen aufgeführte Produktion »Vom Schatten und vom Licht«.

An der Grundschule Öjendorfer Damm stehen Christopher Weiß und Kai Fischer wie zwei Lehrer vor einer dritten Klasse und kündigen ihr Stück

über den Tod an. Weder ein Mordsspaß noch tödlicher Ernst, sagt Fischer, sondern irgendetwas dazwischen. Und er verspricht, dass alle mitmachen könnten und dass ihre Antworten und Ideen ins Stück eingeflochten würden. Was ein bisschen wie eine locker moderierte Schulstunde mit Fragen beginnt, die über den Tod im Fernsehen und im richtigen Leben zu echten Beerdigungen und zum Friedhof führt, geht fast unmerklich in die Fiktion der Schauspieler über, wenn die beiden von Oma Ophelia erzählen, die jede Woche das Grab ihres Ehemanns besucht, mit dem Goldfisch Fischli im Wasserglas als Begleiter.

Kai Fischer zeichnet derweil auf einem Overheadprojektor Sandbilder der trauernden Ophelia und des Grabes, Christopher Weiß streift sich eine fischlimäßig rotgoldenen schillernde Schwimmbrille über und spielt eine klagend-leiernde Melodie auf seinem Kinder-Keyboard. Im Dialog mit ihrem Goldfisch stellt die Großmutter fest, dass auch ihre Tage gezählt seien. Die Frage nach dem Danach kann sie nicht beantworten. Die beiden beschließen, den Tod zu suchen, um das Rätsel zu lösen. Ideale Ausgangskonstellation für eine Reise in die fantastischen Welten der Azubis mit viel Raum für atmosphärische Stimmungswandel und wechselnde Erzählweisen.

Begleitet werden Oma Ophelia und Fischli von unruhigen Geistern, denen sie auf ihrer Suche begegnen: einem gespenstischen Professor, der



Nicht immer ernst beim Thema Tod: »Die Azubis« Christopher Weiß (l.) und Kai Fischer in ihrer Klassentheater-Performance

sein Lebenswerk nicht vollenden konnte; dem Inuit Chi Nocq, Schatten eines Bärenjägers aus dem polaren Eis, der seinen letzten Speer vergebens geworfen hat und keine Ruhe findet; dem Agenten James Blond, der damit hadert, nicht im heldenhaften Einsatz, sondern allzu menschlich nach einem Schlaganfall ums Leben gekommen zu sein; und einem unglücklichen Kapitän, der schwere Schuld auf sich geladen hat, weil er aus Leichtsinns und Selbstüberschätzung sein Schiff und alle Passagiere verlor.

Es ist schön zu beobachten, dass Kai Fischer und Christopher Weiß auf ihrer theatralischen Reise keinen einzigen ihrer jungen Zuschauer verlieren. Sie bereiten mit sparsamen Requisiten, Musik und Geräuschen verschiedene Stimmun-

gen vor und können ansonsten auf die Kraft starker Bilder vertrauen, egal ob in den verschiedenen Erzählungen oder mit schemenhaften Sandmalereien und scharfkonturierten Scherenschnitten, die der Projektor an die Wand wirft. Das ist ab und zu sehr innovativ, wenn eine Schale mit Wasser und darin schwimmenden Gegenständen auf dem Projektor eine unterseeische Szenerie erschafft oder in einem actionreichen Schattentheater mit Comic-Ästhetik gezeigt wird, wie James Blond gewöhnlich Probleme löst.

Das Erstaunlichste aber ist, wie das geschickt eingebaute altmodische Erzählen in dieser Performance funktioniert. Geschichten, die bloße Erfindung sind, scheinen gespenstische Orte, dramatische Szenen und archaische Legenden

lebendig zu machen – das Ganze hat etwas vom altmodischen Storytelling an einem knisternden Lagerfeuer.

Das Publikum wird dabei immer wieder direkt angesprochen und einbezogen. Die Kinder beantworten die Frage nach ihren letzten Worten oder Wünschen für ein Leben nach dem Tod. Was dann herauskommt – Statements ins Mikro, aufgeschriebene Sätze oder Zeichnungen –, wird gesammelt und taucht später plötzlich und unerwartet wieder im Stück auf: als bunte Zetelsammlung auf dem Projektor oder als Tonaufnahme mit Überlagerungen und Hall, was wie Botschaften aus dem Jenseits klingt.

»Vom Schatten und vom Licht« endet vertraut und dabei doch überraschend: Die Suchenden begegnen schließlich doch dem Tod – und er tritt so auf wie meist, nämlich unerwartet. Die Kinder im Publikum erfahren aber auch, dass der Tod kein Ende sein muss, sondern immer auch ein Neuanfang sein kann. Und sie lernen, dass eine Doppelstunde in der Schule durchweg lebendig und alles andere als todlangweilig sein kann. Eine wahrhaft magische Vorstellung.

Lutz Wendler

Die Azubis

Vor der Gründung der Azubis stand für Kai Fischer und Christopher Weiß eine kleine Sinnkrise: »Wir hatten uns unabhängig voneinander gefragt, was wir am Theater machen wollten und zu welchen Themen wir arbeiten möchten«, sagt Weiß. Er hatte fünf Jahre am Deutschen Theater in Göttingen gearbeitet, der Kulturwissenschaftler Kai Fischer in Hamburg und anderswo als Schauspieler, Regisseur und Theaterpädagog. Beide lernten sich bei der Weiterbildung an der w.i.w. (was ihr wollt) Akademie Brandenburg des Ex-Schauspielhaus-Intendanten Tom Stromberg kennen. Sie gründeten danach ihr Künstlerkollektiv, das bislang etwa ein Dutzend Projekte – unter anderem »Night-Breezers«, »Endorphin«, »Suicide Boys« und »Nachlass« – an wechselnden Spielorten in Hamburg erarbeitet hat. »Vorzugsweise zu Tod und Stadtentwicklung«, spottet Weiß.

Zurzeit sammeln »Die Azubis« neue Anfragen von Schulklassen für »Vom Schatten und vom Licht«. Kontakt über Caroline Heinemann, Telefon 0178-2838222.

www.die-azubis.eu

KulturLotsen helfen Lehrern Es geht nicht darum, Mathe zu tanzen

Kulturelle Bildung fördert das Lernen. Die Gabriele Fink Stiftung unterstützt die sieben Hamburger Kulturschulen dabei.

»Die Schulen müssen sich selbst entwickeln«, sagt Petra Kochen, Vorsitzende der Gabriele Fink Stiftung. 2011 wurde das Programm »Kulturschule Hamburg« von der Stiftung initiiert. Nach dreijähriger Implementierungsphase, begann mit dem Schuljahr 2014/15 die Hauptphase des Programms. 2018 wird es auslaufen. Dann sollen die aufgebauten Strukturen nachhaltig in den Curricula der sieben Kulturschulen verankert sein. Unabhängig von außerschulischen Geldgebern und Beratern.

Bei diesem »lebendigen Prozess« steht den Schulen die Kooperation aus Stiftung, Schul- und Kulturbehörde Hamburg zur Seite – auch das Landesinstitut für Lehrerbildung und Schulentwicklung begleitet das Programm. Seit Ende der Sommerferien vergangenen Jahres sind KulturLotsen – an jeder der sieben Schulen einer – vor Ort und beraten in künstlerischen und pädagogischen Fragen.

Ziel, so die Definition der Stiftung, ist es, »kulturelle Bildung und die aktive Teilhabe von Kindern und Jugendlichen in der Schule zu fördern.« Dazu soll der Unterricht »neben den kognitiven auch die kommunikativen, sozialen und kreativen Kompetenzen der beteiligten Schüler stär-

ken.« Kultur in der Schule beschränkt sich also nicht auf den Besuch eines Weihnachtsmärchens oder einer Projektwoche mit einem Musiker: »Wir arbeiten mit einem erweiterten Kulturbegriff«, sagt Kochen, also soziale, kommunikative und kreative Herangehensweisen, besonders in Fächern, die auf den ersten Blick am wenigsten für sie zugänglich scheinen, wie Mathe, Physik oder Informatik.

»Wir versuchen mit künstlerischen Methoden Themen und Probleme anzugehen«, erklärt Arne Gedigk. Der 49-Jährige ist Soziologe, Leadsänger der Hamburger Kinderband Radau und seit einem knappen Jahr KulturLotse an der Kurt-Tucholsky-Schule in Altona. »Es geht nicht darum, Mathe zu tanzen«, sagt Gedigk, »ein künstlerischer Zugang wird nicht aufgesetzt, sondern mit den Lehrern zusammen entwickelt.« Wie ein solcher Prozess ablaufen kann, erklärt Gedigk an einem Beispiel. Den Ausgang bildet der Lehrplan, der für Mathe das Arbeiten mit geometrischen Formen vorsieht – gleichzeitig gibt es soziale Defizite im Klassenverbund. Ein Lösungsweg der Kulturschule: Die Schüler treffen sich in der Turnhalle um geometrische Figuren mit einfachen Stecksystemen aus Holz zusammensetzen, daran sind dann mehrere Schüler gleichzeitig beschäftigt, lernen etwas über Geometrie und arbeiten im Team.

»Künstler sind von Natur aus neugierig«, sagt Gedigk. Und diese Neugier ließe sich als Forscher-

geist auch in naturwissenschaftliche Fächer übertragen. »Wir wollen immer etwas herausfinden, weil wir als Künstler emotional involviert sind«, sagt der Musiker. Davon sollen auch die Schüler profitieren. »In der Schule helfen wir nicht, weil wir etwas bestimmtes können, sondern weil wir einen besonderen Blick haben«, sagt Gedigk, »der KulturLotse hilft mit einer anderen Perspektive.« Die Umsetzung der Projekte wird, wenn möglich, von den Schulen selbst übernommen. »Ab und zu vermitteln wir auch Künstler, die Projekte in der Schule durchführen«, sagt Petra Kochen. Ziel bleibt aber nicht ein zusätzliches Angebot von außen an die Schule zu tragen, sondern der Schule zu helfen »sich selbst zu entwickeln.«

Die KulturLotsen, jeder ist für eine Schule zuständig, treffen sich einmal im Monat um sich auszutauschen, vier mal im Jahr gibt es zudem Workshops mit Paul Collard, Kopf des britischen Programms Creativity Culture & Education. Collard ist ein prominenter Pädagoge aus England und mit seiner eigenen Arbeit ideeller Pate und Berater des Hamburger Projekts. »Wir sind gut vernetzt und bekommen viel Unterstützung«, sagt Meike Klapprodt. Sie ist studierte Theaterpädagogin, Choreographin, hat einen Master in Performance Studies, arbeitet mit verschiedenen Theatergruppen an Schulen, Kitas, mit freien Gruppen, an eigenen Projekten und ist Lotse an der Grundschule Thadenstraße. »Viel Zeit für eigene Projekte bleibt leider nicht«, sagt



KulturLotsin Meike Klapprodt

Klapprodt, die sich als KulturLotsin häufig über die vereinbarten Zeiten hinaus an der Schule engagiert. Auch das ist Teil des »lebendigen Prozesses«. Der Arbeitsaufwand muss sich noch eependeln.

Das Engagement zeugt darüber hinaus aber auch von der Begeisterung der Mitgestalter.

»Für das Konzept Kulturschule muss man sich entscheiden«, sagt Klapprodt und das gilt für alle Beteiligten. »Wir hatten einige Lehrerabgänge an der Schule, viele Lehrkräfte nehmen die Anregungen aber auch sehr positiv auf«, erzählt die Theaterpädagogin. Vor den Ferien hat sie zusammen mit Lehrkräften für den Sachunterricht eine zweiwöchige Projekteinheit zum Thema Sinne entwickelt. Für jeden Sinn gibt es eine Box mit Material, an dem sich die Lehrer bedienen können. Dann werden Hände eingecremt, der Körper ertastet, Zahlen auf dem Rücken gemalt, Sprichwörter, wie »Unter die Haut gehen« oder »Ein dickes Fell haben« in



KulturLotse Arne Gedigk

Standbildern festgehalten oder mit der Lupe die oberste Hautschicht untersucht, abgezeichnet und bestimmt. Theoretische Inhalte aus Fächern wie Deutsch, Sachunterricht und Mathematik werden so spielerisch vermittelt. Theorie um körperliche Wahrnehmung, künstlerische Mittel und soziale Komponenten ergänzt.

»Die Selbst- und Fremdwahrnehmung zu erweitern ist für viele Kinder sehr wichtig«, sagt Klapprodt. Besonders darstellende Kunstformen seien dafür prädestiniert: »Wer versucht etwas darzustellen, muss es im Moment tun, den eigenen Körper wahrnehmen und sich zeitgleich auch mit dem Du und der Gruppe auseinandersetzen.« Das strahle auch in den Alltag aus. »Wir geben den Kindern damit Möglichkeiten jenseits des Lehrplans ihre Potentiale zu entdecken.«

Obwohl sie in der Schule eher beratend im Hintergrund agiert, mangelt es nicht an positiver Rückmeldung. »Du bist hier und machst unse-



Stiftungsvorstand Petra Kochen

re Schule besser«, habe ein Schüler ihre Aufgabe einmal beschrieben.

»Ich hoffe, dass die Schulen das Konzept in den kommenden Jahren weiter umsetzen«, sagt Petra Kochen, die das Projekt »auf gutem Weg« sieht. Die Bereitschaft sei da. Zudem gebe es auch Anfragen von weiteren Bildungseinrichtungen, die Kulturschule werden wollen. Bis das Projekt im Jahr 2018 ausläuft, werden die einzelnen Schritte und Erkenntnisse deshalb konserviert und evaluiert, damit auch weiterhin Schüler und Lehrer von dem anderen Blick der Künstler profitieren können.

Sebastian Knorr
Infos: www.gabriefinkstiftung.de

Thema Flüchtlinge

Ali Shibly – für eine Welt voller Musik und ohne Waffen

Oft wird Ali Shibly gefragt, warum er das denn mache: Ein Mandolinen-Orchester für Kinder und Jugendliche leiten, jeden Sonnabend und Sonntag, vier Stunden lang.

Mit 40 aufgeregten Heranwachsenden auf Konzerten gehen, neue Instrumente besorgen – und das alles ohne Bezahlung, immer ehrenamtlich. Wenn diese Frage kommt, erzählt Ali Shibly von seinem Traum: »Irgendwann soll es in jeder Wohnung ein Musikinstrument geben, und keine Waffe. In Deutschland. Und sogar im Irak.«

Shibly, 53 Jahre alt, schon schwarze und graue Haare, dunkle Augen, fröhliches Gesicht, ist Iraker. Er wuchs in Basra auf, im Süden des Landes. Als er 18 Jahre alt war, floh er vor Saddam Hussein und kehrte 26 Jahre nicht mehr zurück.

Und Ali Shibly ist Deutscher. Im Geiste, denn in Hamburg, sagt er, fühle er sich zu Hause, und als Deutschland vor einem Jahr Fußballweltmeister wurde, stand er jubelnd auf der Straße. Und seit acht Jahren ist er auch auf dem Papier ein Deutscher. 2007 erhielt er die Staatsbürgerschaft nach Jahrzehnten der bürokratischen Heimatlosigkeit. Shiblys Geschichte ist eine Einwanderergeschichte, die Hoffnung macht. Die Geschichte eines Einwanderers, der keine Energie mehr aufwenden muss, um sich zu integrieren. Das hat er längst getan, scheinbar mühelos, aber nicht ohne die eine oder urdeutsche Angewohnheit milde zu belächeln.

Shibly wendet seine Energie jetzt dafür auf, andere zu integrieren. Musik, sagt Shibly, war für ihn immer das beste Mittel, sich einzuleben und Kontakt aufzunehmen. Er hat durch Musik immer wieder Anschluss gefunden und leistet seit acht Jahren mit dem Mandolinen-Orchester »Sol« wertvolle Arbeit, die ihm sogar den Bürgerpreis für herausragendes Engagement in der Integrationsarbeit einbrachte. Was informell und spontan mit zwei Kindern eines Bekannten begann, ist mittlerweile eine Gruppe von 40 Kindern und Jugendlichen geworden aus 14 unterschiedlichen Nationen.

Zahlreiche Kinder hat Shibly in den letzten Jahren aufwachsen sehen und geprägt. Zwei der inzwischen jungen Erwachsenen studieren an der Musikhochschule. Ein anderes Mädchen, erzählt er, stellte ihm sogar ihren neuen Lebensgefährten vor, um Shiblys Meinung zu erfahren. Und von dankbaren Eltern hörte er, wie aus kleinen Sorgenkindern plötzlich gute Schüler wurden. Wie das zu erklären sei? »Nun«, sagt Shibly, »wenn die Kinder die Lieder üben, müssen sie Noten lernen. Und Noten sind Mathematik. Zum Beispiel.«

Aber auch der Orchesterleiter selbst hat viel gelernt durch das allwöchentliche Musizieren im Kulturladen St. Georg. Deutsches Liedgut etwa. Denn natürlich wollen die Kinder auch die Lieder spielen, die sie aus der Schule kennen. Shibly, unüberhörbarer irakischer Akzent, singt ein Beispiel: »Muss i denn, muss i denn zum Städtele hinaus.« Das klingt durchaus absurd und

Shibly muss selbst lachen. »Das Lied hätte ich sonst niemals kennengelernt.« Mit dem Orchester reiste Shibly bis nach Ägypten. In der Weihnachtszeit tritt er mit den Kindern in Seniorenhäusern auf.

Als Jugendlicher verehrte Shibly die Beatles. In den Klang seiner Heimat habe er sich erst verliebt, als er diese vermisste. Das damalige Jugoslawien war in den 70er-Jahren das einzige Land, in das er ohne Visum einreisen konnte, und so ging er nach Skopje im heutigen Mazedonien, mit dem Wissen, nicht mehr zurück in den Irak zu können. Shibly studierte Architektur. Als sein Visum nicht verlängert wurde, musste er sich wieder ein neues Land suchen und fand Deutschland.

Wo auch immer Shibly ankam, profitierte er von seiner Offenheit und seinem schier unverwundlichen Optimismus. Einer, den Shibly damit nachhaltig beeindruckt hat, ist Peter Imig. »Es war sozusagen Liebe auf den ersten Blick – und total chaotisch« erinnert sich Imig an das Ende der 90er-Jahre, als er diesen Ali aus dem Irak kennenlernte, der kaum Deutsch sprach, dafür ungewöhnliche Instrumente im Gepäck hatte.

Imig, der Musikstudent aus Köln, und Shibly, der passionierte Musiker, wohnten in einer gemeinsamen Wohnung in Fuhsbüttel und gründeten die Shibly Band. Imig spielte die Geige, Shibly die Oud, eine Kurzhalslaute. Auf der Internetseite der Gruppe wird das Resultat so beschrieben:

»Alte und neue arabische Melodien, Lieder und moderne Arrangements orientalischer Klassik.« Die Besetzung besteht neben Oud und Geige aus Saxofon, Bass, Perkussion und Schlagzeug. Die Band ist in ganz Deutschland aufgetreten, in Skopje, in Jordanien und Syrien. Shiblys Lieblings-Location aber ist nur eine kurze Fahrradfahrt entfernt von seiner Wohnung: Die Fabrik in Ottensen.

Jeden Tag machten Peter Imig und Ali Shibly gemeinsam Musik, meist gleich nach dem Frühstück, fünf Jahre lang. »Das waren immer sehr schöne Tage«, sagt Imig, »und es hat mich fasziniert, dass man auch ohne jeglichen Plan spielen kann, ohne sich Ziele zu stecken. Das hat mich sehr bereichert.« Derzeit sehen sich die beiden noch etwa einmal im Monat. Ob sich Shibly verändert habe in den letzten 17 Jahren? »Überhaupt nicht«, sagt Imig. »Diese Fröhlichkeit und positive Grundeinstellung hat er sich immer bewahrt, und das ist schon bewundernswert, bei seiner Vergangenheit und den schwierigen Verhältnissen, in denen er lange gelebt hat.«

2007, als frischgebackener deutscher Staatsbürger ist Shibly erstmals seit 26 Jahren zurück in den Irak gereist. Er sah seine Mutter wieder, seine Schwester und seine zwei Brüder. Seither ist er jedes Jahr in seiner Heimat, und dann spürt er, wie einen die Integration in eine neue Kultur auch zerreißen kann. »Ich vermisse dann Hamburg«, sagt er. »Und in Hamburg vermisse ich Basra.« Neben Oud und Mandoline beherrscht der



Der Musiker Ali Shibly vor seiner Lieblings-Location, der Fabrik in Ottensen

Mozart-Liebhaber Klavier, Geige, Gitarre, Schlagzeug und Ney, eine orientalische Längsflöte. Er kann sieben Instrumente spielen, er kann komponieren, ein Orchester leiten – und poetisch werden, wenn es um die Musik geht. Über den Kontrabassisten der Shibly Band sagt er zum Beispiel einmal: »Was er macht, ist wie Schminke. Er macht eine schöne Frau noch schöner.«

So wie Shibly »Muss i denn zum Städtele hinaus« lange nicht kannte, kannte er auch Udo Lindenberg lange nicht, noch so etwas, was doch eigentlich jedem Deutschen geläufig ist. Das änderte sich, als er mit damals noch langen Haaren und Jeansweste an der Rezeption

des Atlantic stand und nach der Zimmernummer des Rockmusikers fragte. Damals arbeitete Shibly gemeinsam mit Schauspieler Ilja Richter an der Theatermusik für »Monsieur Ibrahim und die Blumen des Bösen«. Es war so etwas wie der musikalische Durchbruch des Tausendsassas, der so viele Felder gleichzeitig beackert, dass es ja nur eine Frage der Zeit war, bis er die große Ernte einfahren durfte.

Die Ernte, das waren jene Begegnungen mit Persönlichkeiten wie Richter und Lindenberg, aber auch der neue Beruf, den er im August angetreten hat. Beim Landesbetrieb für Erziehung und Beratung arbeitet er jetzt als Kulturvermittler. Als erstes hat er sich vorgenommen, sich mit dem Kulturladen in Basra auszutauschen. Als Architekt hat Shibly übrigens nie gearbeitet, aber auch das würde er gern noch nachholen. Sein Studium ist in Deutschland anerkannt.

Im nächsten Jahr geht es wieder auf Reisen. Dann fährt Ali Shibly mit seinen jungen Mandolinen-Musikanten nach Katar. Und auch danach wird er natürlich immer weitermachen, und weiterhelfen. Hoffen auf eine Zeit voller Musik und ohne Waffen. In Deutschland, und sogar im Irak.

Arne Bachmann

20 Jahre Theater Brekkekekex Mit Netzwerk und doppeltem Boden

Von »Zwerg Nase« zu den »Drei vom Planeten Marmel«. Ein märchenhafter Weg zur philosophischen Form.

Das Stück, das Frank Puchalla und Uwe Schade als Theater Brekkekekex kürzlich in einer bayerischen Kleinstadt aufführten, ist das älteste aus ihrem Repertoire. Trotzdem erlebten die beiden beim Gastspiel eine Premiere. Frank Puchalla erzählt, dass die Leiterin des örtlichen Bürgerhauses nach der Vorstellung von »Zwerg Nase« zu ihnen gesagt habe, dass sie den vereinbarten Vertrag zerreißen werde, weil sie ihn nicht einhalten wolle. Der Auftritt sei so gut angekommen, dass sie den beiden eine höhere Gage zahlen werde. »Das ist eine Wertschätzung, wie man sie sich nur wünschen kann. So etwas ist uns in den 20 Jahren vorher nie passiert.«

Ein echtes Kontrastprogramm zur Heimatstadt Hamburg, wo Brekkekekex zwar eines der Vorzeige-Ensembles der freien Kinder- und Jugendtheater-Szene ist, immer mal wieder projektgefördert und auch preisgekrönt, aber die Rahmenbedingungen, also Auftrittsmöglichkeiten, Probenräume, angemessene Bezahlung und berechenbare Finanzierung, sind über die Jahre eher unbefriedigend. Frank Puchalla schätzt, dass die Gruppe 50 bis 60 Auftritte im Jahr hat, aber nur zehn bis 20 Prozent davon auf Bühnen oder in Schulen der Hansestadt. Es war also schon ein besonderes Geschenk zum 20. Geburtstag,

dass vom Fundus Theater in einer Woche im Mai ein kleines Festival für Brekkekekex ausgerichtet wurde – mit einer Auswahl von Stücken, die Entwicklung und Qualität des freien Ensembles zeigt, das in unterschiedlichen personellen Konstellationen arbeitet.

Frank Puchalla ist über all die Jahre die Konstante. Gemeinsam mit seiner damaligen Ehefrau Dagmar und Uwe Schade hat er 1995 begonnen. Was sie machen wollten, war klar – ihr eigener Name noch nicht. Erst als ein Veranstalter fragte, als was sie denn angekündigt werden wollten, wurden sie aktiv. »Wir haben an einem langen Abend ausgiebig in Märchenbüchern geblättert und sind schließlich in Andersens ‚Däumelinchen‘ fündig geworden, wo eine Kröte nicht mehr sagen kann als ‚Koax koax Brekkekekex‘. Das hat uns gut gefallen«, erzählt Puchalla.

Ein markanter Name, aber auch ein Zungenbrecher, der marketingmäßig nicht ideal erscheinen mag. Auch das beweist eine Konsequenz, die charakteristisch ist. Erlaubt ist, was die Macher mögen, und die haben ein Gespür dafür, was Kindern gefällt und wie man sie unterhält, ohne dass sie unterfordert werden. Frank Puchalla: »Kinder werden furchtbar unterschätzt. Als wir in einem Workshop mit der Philosophin Kristina Calvert in Schulklassen gearbeitet haben, waren die Lehrer und wir immer wieder platt, wenn die Kinder sich hochphilosophisch unterhalten



Brekkekekex im Doppelpack: »Die Drei vom Planeten Marmel« (2015) und »Die Glücks-Bringer« (2010)

haben. Die Erwachsenen hatten nicht mehr zu tun als das Gespräch ein wenig zu moderieren.«

Erstes Stück von Brekkekekex war »Zwerg Nase«, bei dem die Gruppe aus der Not begrenzter Mittel eine Tugend machte und das Hauff-Märchen in einer fantasievoll-minimalistischen Fassung auf die Bühne brachte. Es brauchte nicht mehr

als zwei Schauspieler, ein Cello, eine lange Nase, eine Serviette, Hocker und Stuhl, um eine kleine Welt zu erschaffen. »Das war die Initialzündung für unsere Ästhetik«, sagt Puchalla.

Als der Schauspieler und Cellist Uwe Schade als bewährter Gegenpart weniger verfügbar war, weil dessen zweites freies Projekt, das Theater Triebwerk, durchstartete, orientierte sich Puchalla neu. Mit Sandra Kiefer fand er eine Bühnenpartnerin, die sich als ideal für eine Neuausrichtung erwies. Märchenstoffe und Bilderbuch-Vorlagen waren schon bald passé, weil der ehemalige Philosophie-Student Puchalla für sein Talent als Autor die idealen Stoffe fand: kleine Stücke über Zeit (»TempoTempo!«), Glück (»Die Glücks-Bringer«) und Geld (»Habenichts & Tunichtgut«), die tiefsinnig, unterhaltsam und zugleich sehr komisch sind – dabei auch verständlich, weil klar aufgebaut und in schnellen Dialogen einfach erzählt.

»Diese Stücke mit einem philosophischen Hintergrund waren der Punkt in unserer Entwicklung, wo sich für mich plötzlich alle Interessen vereinigen ließen«, sagt Puchalla. Die Lust am Selberschreiben hatte er schon früh entdeckt, in den frühen 90er-Jahren, als ihn das Deutsche Museum in München eingeladen hatte, Solo-Performances zu gestalten. »Da gab es keine Vorlagen, ich musste also selbst etwas schreiben.« Puchalla entdeckte eine große kreative Freiheit

und »den Luxus, für die Recherche unendlich viel lesen zu können«, um den Ertrag schließlich gefiltert und konzentriert in ein eigenes Stück einbringen zu können.

Es spricht für seine Abenteuerlust, dass Brekkekekex sich nicht auf dem ausruht, was erfolgreich war, sondern das Format durch einen Kurswechsel weiterentwickelt. Aktuelles Experiment ist die erneute Zusammenarbeit mit Uwe Schade und dem Schauspieler Hartmut Fiegen vom Theater Fata Morgana bei dem kürzlich uraufgeführten Stück »Die Drei vom Planeten Marmel«. Wieder ist Puchalla der Autor, doch die beiden Partner in der Geschichte über drei Außerirdische, die auf der Erde den Rohstoff Kinder einsammeln wollen, machen das Ganze durch Spielfreude und Spontaneität, durch analytische Kritik und musikalische Einfälle zu einem gemeinsamen Work in Progress. Die Fortsetzung dieser echten »Männerstück-Konstellation«, so Puchalla, sei nicht nur vorstellbar, sondern wünschenswert.

Lutz Wendler

Von Puchalla zu Brekkekekex

Seine größte Kritik bekam Frank Puchalla 1986 für sein Debüt: eine halbe Seite in der »Bild« – was weniger an der Qualität der Bearbeitung des Prometheus-Themas lag als am skandalträchtigen Spielort, einem Club auf St. Pauli. Puchalla spielte den Prometheus. Von seinen Ketten befreite er sich rasch, brach sein Studium ab, nahm Schauspielunterricht und spielte in der freien Szene. Zum Kinder- und Jugendtheater kam er durch Auftragsarbeiten des Deutschen Museums in München. 1995 wurde das Theater Brekkekekex gegründet. Den Stamm bilden neben Puchalla die Schauspieler Sandra Kiefer und Uwe Schade, nach Bedarf kommen Gäste wie der Regisseur Jens Paarman hinzu. Die freie Gruppe hat mit Förderung der Hamburger Kulturbehörde und verschiedener Stiftungen 19 eigene Produktionen erarbeitet, darunter auch drei Workshops für Schulklassen. Zum Repertoire gehören Märchen-Bearbeitungen (»Zwerg Nase«, »König Drosselbart« u. a.) und von Puchalla geschriebene Stücke. »TempoTempo!« wurde 2009 mit dem Hamburger Kindertheaterpreis ausgezeichnet, »Habenichts & Tunichtgut« 2012 mit dem oberbayerischen Kunstdünger Bühnenpreis.

Rolf Lautes »Galerie der Hände« in Ahrensburg Kreativer Tunnelblick

Wie ein Werk des Schlumper-Gründers posthum fortgesetzt wird. Für die Vervollständigung seiner Mosaiken braucht es allerdings noch Sponsoren.

Rolf Laute ist am 10. Juli 2013 im Alter von 73 Jahren gestorben. Die Arbeit des Hamburger Künstlers und Kunsterziehers ist jedoch lebendig geblieben, vor allem in der Ateliergemeinschaft »Die Schlumper«, deren Gründer und langjähriger Leiter er war. Die Arbeit mit behinderten Menschen, die als Kunst-am-Bau-Auftrag Anfang der 80er-Jahre in der Evangelischen Stiftung Alsterdorf (damals Alsterdorfer Anstalten) begonnen hatte, entwickelte sich zu einem beispielhaften Projekt, in dem es um künstlerische Potenziale und nicht um die Handicaps der Teilnehmer ging. »Die Schlumper« sind längst eine



Heidi Laute-Sies legt Hand an ein Mosaik nach einem Max-Ernst-Gemälde

angesehene Künstlergruppe mit Atelierräumen und eigener Galerie im Karolinenviertel, darüber hinaus hat Rolf Laute auch ihre kontinuierliche Zusammenarbeit mit Kindern der Louise-Schröder-Grund- und Kulturschule in Altona initiiert.

Laute war ein Impulsgeber, ein Mann, der die Freiheit im künstlerischen Prozess förderte und der vorbildlich wirkte – und dessen guter Geist noch immer präsent ist. Letzteres gilt auch für ein Projekt, das er vor 25 Jahren in der 32.000-Einwohner-Stadt Ahrensburg bei Hamburg startete und das unvollendet blieb. Doch im Juli 2015, zwei Jahre nach seinem Tod, wurde die Arbeit fortgesetzt, und es besteht die Hoffnung, dass Lautes Werk posthum zu einem Ende in seinem Sinne gebracht wird. Schon jetzt lohnt sich die Fahrt von Hamburg aus in die Nachbarstadt im Kreis Stormarn, wo ein unbekannter Laute zu besichtigen ist.

Ahrensburg wird im Zentrum von Bahngleisen durchschnitten. Für Verbindungen sorgen mehrere Tunnel – also Orte, die niemand besucht, wenn er nicht muss. Ahrensburg aber hat dank Rolf Laute eine unterirdische Verbindung, die ein anregender Gang durch die Kunstgeschichte ist. Denn im Fußgängertunnel entlang der Manhagener Allee wurde aus der Not eine Tugend gemacht und der unwirtliche Ort zur Bildergalerie umfunktioniert – sozusagen mit Kunst so zugekachelte, dass es lohnt, innezuhalten und genauer hinzuschauen. Die Präsentation hat allerdings den Nachteil, dass das groß angelegte Werk unvollendet blieb und als Patchwork von

heterogener Qualität den Gesamteindruck trübt. Umso überraschender, dass hier im Juli nach langer Pause wieder Hand angelegt wurde, von einer Frau, die auf einer Leiter stand und Mosaiken in zwei Rahmen an der Wand befestigte.

Heidi Laute-Sies wurde in doppeltem Auftrag aktiv. Zum einen hatte sie einen Vertrag mit der Stadt Ahrensburg geschlossen, gegen Zahlung von etwa 6000 Euro zwei Mosaiken fertigzustellen. Zum anderen erfüllte sie einen Wunsch ihres Ex-Ehemanns Rolf Laute. Der hatte seine längst von ihm geschiedene Frau gebeten, weiter an dem Werk zu arbeiten, als er wusste, dass er selbst es nicht mehr würde vollenden können. Das war insofern eine ideale Lösung für ein festgefahrenes Projekt, als die ehemalige Kunsterzieherin und mit Glasmalerei vertraute Heidi Laute-Sies ihrem Ex-Mann ab und zu assistiert hatte und seine Pläne kannte.

»Galerie der Hände – gewidmet allen Ahrensburgerinnen« hatte Rolf Laute das Projekt genannt, mit dem er 1990 den Magistrat der Stadt überzeugte, ihm die Gestaltung der »Kunst am Bau« im Manhagener Tunnel zu übertragen. Lautes Idee bestand aus mehreren Teilen. Als Entree sollten zu beiden Seiten des Tunnelleingangs an den gegenüberliegenden Wänden die Namen und Berufe von vorbildlichen Ahrensburger Frauen als rot und schwarz geflieste Inschriften an den weiß gekachelten Tunnelwänden aufs Thema einstimmen.



Eines der vollendeten 14 von geplanten 22 Mosaiken zeigt ein Detail aus dem »Bildnis der Journalistin Sylvia von Harden« von Otto Dix aus dem Jahr 1926

Herzstück des Entwurfs war die eigentliche »Galerie der Hände«: je elf großformatige Mosaiken auf den Tunnelwänden mit Motiven aus der Kunstgeschichte.

Laute hatte sich dabei auf das Detail weibliche Hände konzentriert, das er in ein markantes Fliesenraster übersetzte. Außerdem sollten in den vier Lichthöfen des Tunnels mit vielfarbigen Mosaiksteinchen verzierte Reproduktionen der Venus von Milo stehen.

Rolf Laute startete mit viel Elan, um bis zur Eröffnung des Tunnels fertig zu sein. Doch die Arbeit erwies sich als aufwendiger als gedacht. Zudem wurde er immer mehr in das wachsende »Schlumper«-Projekt eingebunden. Ende 1995 waren erst elf der 22 Wandmosaiken, die Statuen und die Inschriften fertig. Als es danach nicht weiterging, beschloss der Magistrat, die übrigen Flächen von Schülern gestalten zu las-

sen, was nicht mehr als ein unbefriedigendes Provisorium wurde – zumal Sprayer die Galerie veranstalteten. Überraschender und erfreulicher Nebenaspekt der Verunzierung: Die Sprayer ließen alle Mosaiken Lautes unbehelligt. Respekt!

Zur Überraschung der Verwaltung meldete sich Rolf Laute 2010 wieder in Ahrensburg und kündigte an, seine Arbeit fortzusetzen. Er schaffte jedoch nur noch ein weiteres – nicht bezahltes – Mosaik nach einem Velázquez-Gemälde, bevor er schwer erkrankte und starb. Heidi Laute-Sies verabredete in diesem Jahr, dass sie zwei weitere Kachelbilder anbringen würde.

Dabei folgte sie im wahrsten Sinne des Wortes den Plänen von Rolf Laute. Auf dem Boden lag eine großformatige Bleistiftzeichnung, die das Motiv – ein Ausschnitt aus Max Ernsts surrealistischem Gemälde »Beim ersten klaren Wort« von 1923 – nach Art eines Puzzles unterteilt. Die ein-

zelnen Puzzlestücke waren im Atelier vorbereitet worden: Mosaiksteine, die passgenau auf einer transparenten Klebefolie angeordnet waren und deren Rückseiten in den Fliesenkleber an der Wand gedrückt werden mussten, bevor Heidi Laute-Sies die Folie vorsichtig abzog und einzelne Steinchen zurechtschob. So setzte sie die größeren Puzzlestücke zusammen und schloss das Ganze anschließend mit Fugenmörtel wie ein Fliesenleger.

Ihre Arbeit hat eine neue Perspektive für das Werk geschaffen – es ist sozusagen Licht am Ende des Tunnels sichtbar. »Rolf Laute hat Vorschläge für acht weitere Bilder hinterlassen, die ich ausführen könnte, wenn Ahrensburg das will«, sagt Heidi Laute-Sies. Die Stadt soll interessiert sein, doch ohne Sponsorenhilfe wird es nicht gehen.

Lutz Wendler

Die Hamburger Olympiabewerbung Höher, schneller, weiter? Bunter, tiefer, breiter!

Eigentlich sind sich alle sicher. Am 29. November wird sich eine deutliche Mehrheit der Hamburger für die Olympia-Bewerbung aussprechen. Nicht alle sind sich sicher, ob das eine gute Idee ist. Gerade in der Kulturszene, in der Mitgliedschaft der LAG, ist Skepsis sehr verbreitet. Aber wie schon Jim Henson – der Erfinder der Muppets – wusste: »If you can't beat them, join them!«

Das Thema ist gesetzt, die Bewerbung steht wohl außer Frage und vielleicht richtet Hamburg tatsächlich einmal die Olympiade und die Paralympics aus. Was bedeutet das für die Kinder und Jugendkultur in Hamburg und weit darüber hinaus? Es geht schließlich nicht nur um ein paar rauschhafte Sommertage.

Auch Baron de Coubertin – Begründer der olympischen Spiele der Neuzeit – ging es Ende des neunzehnten Jahrhunderts um mehr. Zum einen war er überzeugt, dass man für ein friedliches Miteinander in der Welt die Kulturen der anderen Völker kennenlernen müsste. So wollte er z.B. Akademien begründen, in denen Sprachen und deren Grundlagen studiert werden sollten. Für de Coubertin gehörte die Entwicklung von Körper und Geist zusammen. Muskeln und Intellekt sollten trainiert werden, Künstler und Sportler sollten einander inspirieren. Es gab bis zur Mitte des letzten Jahrhunderts richtige Wettkämpfe in den Künsten, bei denen man sogar

Medaillen gewinnen konnte. (Eine Literaturnachzeichnung gewann de Coubertin unter Pseudonym sogar selbst.) Erst 1952 wurde der Wettbewerbsgedanke ad acta gelegt und statt dessen auf Ausstellungen und Festivals gesetzt.

Auch wenn in der Realität der Sport alles dominiert, so fordert die Charta des IOC, dass Sport, Kultur und Erziehung die drei wesentlichen Elemente der Spiele sein müssen. Der Kulturbegriff wird recht weit gefasst und umfasst so schöne Dinge, wie Lebenskunst, Kochkunst und Bewegungskultur. Was letzteres betrifft, bin ich zuversichtlich, dass es für die Kinder und Jugendlichen in Hamburg mehr Motivation und mehr Möglichkeiten geben wird, sich selbst sportlich zu betätigen. Auf jeden Fall ein Olympia-Gewinn.

Doch fassen wir den Kulturbegriff einmal enger. Wie werden Kinder und Jugendliche unterschiedlichster Herkunft bessere Rahmenbedingungen für die Entfaltung ihrer Kreativität bekommen, wie ermöglichen wir ihnen herausragende Erlebnisse mit visuellen und digitalen Künsten, mit Theater, Tanz und Musik? Natürlich in Hamburg, aber auch im ganzen Land und sogar international. In diesem Zusammenhang liegt es nahe, die Londoner Erfahrungen 2012 ff zu betrachten. Die britische Hauptstadt ist zwar eine Metropole, aber ansonsten Hamburg kulturell nicht völlig unähnlich.

Die Zahlen sind zunächst beeindruckend. In allen britischen Regionen und im Ausland wurden 126,6 Millionen Pfund für die »Cultural Olympiad« ausgegeben. 40.464 Künstler waren beteiligt. 54% der Projekte gaben an, dass sie ohne die Olympiade nicht stattgefunden hätten. 40% hatten (auch) Menschen unter 18 als Zielgruppe. Ich wollte Konkreteres wissen, erfahren wie nachhaltig Impulse der Spiele für die Kinder- und Jugendkulturszene Londons waren. Ich rief im Unicorn Theatre an (einem wunderschönen Haus für Kindertheater, das auch Hamburg gut zu Gesicht stehen würde), bei Oily Cart, die herausragende Produktionen für Behinderte entwickeln, beim Transport und beim Science Museum, die sehr viele Kinder-Besucher haben. Ich schrieb britischen Kindertheater-Festivals etliche Mails ... es kann kein Zufall sein, die einzige konkrete Information die ich (zugegeben in den Sommerferien) bekam war, dass das Café des Unicorn sehr von den Olympia-Gästen profitiert habe ...

Natürlich ist das nur ein Teil der Wahrheit. In London findet immer viel für Kinder- und Jugendliche statt. Viele Projekte entstanden darüber hinaus extra für die Olympiade. So musizierten britische Kinder gemeinsam mit dem Orquesta Sinfónica Simón Bolívar (Venezuela). Tausende schufen gemeinsam die Bilder für einen Animationsfilm »The Itch of the Golden Nit«, ein Projekt u.a. der Tate Modern und des



Olympische Ringe wie von Kinderhänden – Detail eines »London 2012«-Posters der Künstlerin Rachel Whiteread

BBC. Jugendliche kreierten eigene Ausstellungen in mehr als sechzig Museen und eine »Reading Challenge« motivierte Kinder und Jugendliche in den Sommerferien mindestens sechs Bücher zu lesen. Dieses Projekt wird seitdem von den öffentlichen Büchereien weitergeführt.

Ich hatte anlässlich eines »World Cafés« zum Hamburger Olympia-Kulturprogramm kurz die Möglichkeit Ruth Mackenzie, die Direktorin der Londoner »Cultural Olympiad« zu sprechen. Sie hatte von 2010 bis 2012 für ihre Aufgabe nur wenig Zeit, erst zwei Jahre vor den Spielen bekam sie ihren Job – wir haben heute deutlich

mehr Vorlauf. Es ist u.a. ihr Verdienst, dass das Kulturprogramm in London inhaltlich nicht eng am Sport klebte, das IOC hatte keine Einwände. Ruth antwortete auf meine Frage zur Wirkung der Spiele auf die Kinder- und Jugendkultur, dass man in der Kürze der Zeit weitgehend versäumt habe, das Thema systematisch zu entwickeln. Es hätte viele – auch internationale – Breitensport-Projekte gegeben, aber zu wenig Kunst und Kultur für die Zielgruppe. Dies ist sicherlich eine Erklärung dafür, warum meine Anfrage bei den Londoner Kindertheater- und Museumskollegen, so wenig konkrete Ergebnisse brachte.

Für das Kulturprogramm in der Hamburger Bewerbung stehen drei Begriffe »Nachhaltigkeit, Partizipation und Transparenz«, so führte es Senatorin Kisseler in ihrer Begrüßung zum oben erwähnte »World Café« aus. Die vielen teilnehmenden Akteure der Hamburger Kulturszene tasteten sich an das Thema heran.

Jetzt ist es an der Zeit, dass wir unsere Vorstellungen zum Zusammenspiel von Olympia und Kinder- und Jugendkultur gemeinsam diskutieren, konkretisieren und zu Gehör bringen. Interessierte bitte ich, sich zu melden (info@kinderrundjugendkultur.info). Die Hamburger Bewerbung bietet Chancen strukturelle Probleme zu überwinden und Träume zu verwirklichen. Die Münchner Spiele 1972 bescherten Wolfgang Zacharias und seinen Mitstreitern den ersten Spielbus, die Pädagogische Aktion – mit bundesweiter Ausstrahlung – entstand und wirkt (als SPIELkultur e.V.) bis heute. Das sollte uns ermutigen, aktiv zu werden!

Stephan v. Löwis of Menar

Zehn Jahre Kinderbuchhaus Kritzelfest und Grußwort der Senatorin

Dagmar Gausmann über eine gute Idee, die mit wackliger Finanzierung gestartet wurde und inzwischen beste Aussichten am Altonaer Museum hat.

Es ist nicht ohne Witz, dass Dagmar Gausmann-Läpple in der Ausstellung »Von Fischern und ihren Frauen« sitzt und Wünsche äußert. Doch anders als die maßlose Ehefrau im Märchen hat die Gründerin und Leiterin des Kinderbuchhauses im Altonaer Museum eher moderate Vorstellungen von der Gestaltung der nahen Zukunft. »Wir wollen das, was wir hier inhaltlich geschaffen haben, konsolidieren und uns räumlich erweitern. Wir sind als Projekt gestartet und längst im öffentlichen Bewusstsein als feste Einrichtung angekommen«, sagt sie.

Am 24. September feiert das Kinderbuchhaus seinen 10. Geburtstag: tagsüber mit einem Kritzelfest, zu dem Schulkinder eingeladen werden, abends mit einem Empfang im Altonaer Museum. Auch die offizielle Feier für die erwachsenen Freunde mit Grußwort von Kultursenatorin Barbara Kisseler soll keine weihvoll-steife Veranstaltung werden, sondern eher ein Künstlerfest mit Beiträgen vieler Freunde in Musik, Wort und Bild. Sabine Wilharm wird live zeichnen, der »Tastenkabarettist« Axel Pätz auftreten, und es sind Überraschungs-Performances angekündigt. Kleine, von Illustratoren gestaltete Papphäuser werden versteigert. Der Erlös ist für einen guten

Zweck bestimmt: für ein Projekt des Kinderbuchhauses, das zusätzliche Unterstützung immer gut gebrauchen kann.

Im Herbst 2005 ist Dagmar Gausmann mit wenig mehr als viel Enthusiasmus und einer guten Idee gestartet. Die promovierte Kunsthistorikerin war als vorlesende Mutter auf die reiche Welt der Kinderbücher aufmerksam geworden und fand, dass die ein eigenes Ausstellungsforum verdient hätten. Wohin hätte das besser gepasst als nach Hamburg, das als Hauptstadt der Illustrationskunst galt, mit Professor Rüdiger Stoye als engagiertem und einflussreichem Lehrer an der Armgartstraße und vielen erfolgreichen Illustratoren vor Ort? Die damalige Kultursenatorin Karin von Welck begrüßte das Projekt, konnte es



Dagmar Gausmann-Läpple

zunächst aber eher ideell als finanziell fördern. Gestartet wurde in einer paradoxen Konstruktion. Das Kinderbuchhaus bekam im Altonaer Museum mietfrei 55 Quadratmeter Ausstellungsfläche in einem großen Raum plus Gang und Nutzung von Büros und Werkstatt. Ein Haus, das keines ist, sondern Gast einer großen Institution, die selbst kurzzeitig von der definitiven Schließung bedroht war. Mit einem Etat, der von Jahr zu Jahr fast ausschließlich von privaten Geldgebern finanziert wurde.

Entsprechend schwierig war der Start. Das begann mit dem Problem, als eigenständiges Projekt in einem eher unzugänglichen Winkel eines Museums, das selbst in einem Umbauprozess mit sich verändernder Wegeführung war. Dagegen setzten Gausmann und ihr kleines Team Beharrlichkeit, liebevoll und kenntnisreich kuratierte Ausstellungen und Formate, die Kinder in ihrer Freizeit oder im Klassenverband anlockten: Veranstaltungen rund um Bücher wie etwa das Buchstaben-theater, die »Bildschönen Sonntage«, Workshops mit Illustratoren, Reim-dichtern und Buchbindern – Letzteres nach dem Motto: »Buchkultur wird für Kinder lebendig durch das eigene Tun.« Ein anderes Leitmotiv von Dagmar Gausmann lautet: »Lesen lernen beginnt mit dem Lesen der Bilder.« Zusatz: »In unserer medial geprägten Welt ist es wichtig, dass der kritische Blick von Kindern an Bildern geschärft wird.«



Die Ausstellung zeigt, wie unterschiedlich drei Illustratoren das Märchen »Vom Fischer und seiner Frau« interpretieren: Zeichnungen von Jonas Lauströer, Katja Gehrmann und Sabine Wilharm

Das alles wurde unter prekären Arbeitsbedingungen entwickelt – und hätte sich nicht so lange halten und dabei sogar noch weiterentwickeln können, wenn nicht zuverlässige Freunde im Hintergrund geholfen hätten: »Ohne Werner Frömming und das Ehepaar Ebel mit seiner Stiftung Maritim hätten wir nicht überlebt«, sagt Dagmar Gausmann. Frömming, Referatsleiter in der Kulturbehörde, Strategie und unermüdlicher Kämpfer für die sogenannte »kleine Kultur« unterstützte das Kinderbuchhaus von Anfang an, ebenso die Mäzene Hermann und Milena Ebel, die anfangs fast den kompletten Etat finanzierten und bis heute großzügige Förderer sind.

Das größte Geburtstagsgeschenk des Kinderbuchhauses ist die Perspektive seines Umzugs in andere Räume mit einer Fläche von insgesamt etwa 300 Quadratmeter. Die Kulturbehörde hat bereits Mittel für die Planung der Neugestaltung zugesagt. Die Erweiterung ist höchste Zeit, denn das Kinderbuchhaus platzt buchstäblich aus allen Nähten. In den kleinen Arbeits-

zimmern wird das Team von sich stapelnden Bilderbüchern bedrängt. Gausmann: »Es wäre schön, wenn wir nach dem Umbau die Literatur so präsentieren könnten, dass Besucher im Bestand stöbern möchten und wir auch eine attraktive Lesesituation im Ausstellungsbereich schaffen.«

Dagmar Gausmann hat inzwischen das Gefühl, am richtigen Ort angekommen zu sein. »Wir sind gerne hier, weil wir wertgeschätzt werden«, sagt sie. Hans-Jörg Czech, der das Altonaer Museum seit gut zwei Jahren leitet, setzt einen starken Akzent auf Familien und Kinder. Gausmann: »Wir sind dabei ein wesentlicher Baustein und ein hochwillkommener Mitspieler.«

Das Kinderbuchhaus hat überdies starke Partner wie die Bücherhallen und die Hochschule für angewandte Wissenschaften, die vor Ort Fortbildungen organisiert, gewonnen. Es gibt inzwischen eine zuverlässige Förderung mit 50.000 Euro im Jahr von der Kulturbehörde und den gleichen Betrag von den Stiftungen Bijou Brigitte und

Maritim. Was darüber hinaus gebraucht wird, muss mühsam akquiriert werden. »Das geht auf Dauer auf die Kondition«, sagt Gausmann. Dennoch ist sie mit den ersten zehn Jahren sehr zufrieden: »Wir haben in allen Facetten gezeigt, was Kinderbuchkultur leisten kann.«

Dennoch zum Abschluss des Gespräches ein Wunsch – in Mitten der auf engstem Raum schön präsentierten Ausstellung von Sabine Wilharm, Katja Gehrmann und Jonas Lauströer zu deren Bildern zum Märchen »Vom Fischer und seiner Frau« liegt das nahe: »Neben der einen größeren Ausstellung im Jahr wünsche ich mir eine Wechselgalerie für schnelle, experimentelle Präsentationen zu Neuerscheinungen oder als Forum für Newcomer.«

Lutz Wendler

Das Problem der Vermittlung von Kultur

Wem gehört die Kunst?

Im Blog der Klassik Stiftung Weimar hat die junge Kunst- und Kulturvermittlerin Lisa-Katharina Förster gegen einen »Zeit«-Artikel des Kunstwissenschaftlers Wolfgang Ulrich polemisiert, der die angebliche Banalisierung der Kunstvermittlung scharf kritisiert hatte. kju hat die Autorin um eine überarbeitete Fassung ihrer bemerkenswerten Online-Polemik gebeten. Es geht in der Kontroverse zwar um den musealen Kontext, doch die Frage einer angemessenen Kunstvermittlung ist auch in der Kinder- und Jugendkultur allgegenwärtig.

»Stopt die Banalisierung!« – Dieser Titel, erschienen im Feuilleton der ZEIT, sorgte im Frühjahr diesen Jahres für hitzige Diskussionen rund um das Feld der Kunst- und Kulturvermittlung. Der Beitrag von Wolfgang Ullrich, freiberuflicher Autor und ehemaliger Professor für Kunstwissenschaft und Medientheorie an der Staatlichen Hochschule für Gestaltung Karlsruhe, stellt unter anderem die provokante These auf, das Kunstmuseum sei zur Wirkungsstätte missionarischer Kunstvermittler und – wie explizit vom Autor betont – Kunstvermittlerinnen verkommen, deren ehrgeiziges Ziel vor allem darin bestehe, alles für alle möglichst verständlich aufzubereiten. Der jedweder Kunst innewohnende Anspruch bleibe hierbei jedoch auf der Strecke. Eine Behauptung, der es von Seiten der Vermittlungsarbeit zu widersprechen gilt.

Bereits der Aufhänger des Beitrags birgt großes Diskussionspotential. Der Autor nimmt hier ein Angebot für Barrierefreiheit im Museum – in diesem Fall ein Angebot für sehbehinderte Gäste der National Gallery in London, das Komposition und Farbverlauf von Gemälden auf Tastebenen übertragen – zum Anlass, um den vermeintlich aktuellen Anspruch der Kunstvermittlung zu bilanzieren: »Niemand, wirklich niemand soll von der Beschäftigung mit Kunst ausgeschlossen werden.« Ein Anspruch, den der Autor als Parole eines neuen missionarischen Selbstverständnisses der Kunstmuseen erklärt. Kunst, so Ullrich, werde als neues Allheilmittel, beispielsweise für Integrationsprobleme, instrumentalisiert. Wörtlich heißt es: »Die Missionsunrast des Christentums hat eine Nachfolge in der Vermittlungsunrast heutiger Kunstmuseen gefunden.« Und diese Missionierungswut gehe eben so weit, dass man selbst Blinde sehend machen wolle.

In der weiterführenden Diskussion zu seinem Beitrag bringt Ullrich zudem das Argument an, ein Vermittlungsansatz sei vor allem dann problematisch und eine unzulässige Simplifizierung, wenn dabei die Voraussetzungen des Publikums eher zur Richtschnur würden als die Anforderungen der Kunst. Als Beispiel hierfür führt er die »leichte Sprache« an. Wörtlich heißt es: »[I]ch kann auch keinen Sinn darin erkennen, wenn Museen ihre Angebote in ‚leichter Sprache‘ offerieren, weil sie hoffen, auf diese Weise ‚bildungsferne Schichten‘ doch noch zu erreichen.«

Nun ist aber zum einen Barrierefreiheit zwar ein Teil der Kunstvermittlung, jedoch aber nicht mit ihr gleichzusetzen. Vielmehr handelt es sich um die seit der Ratifizierung der UN-Behindertenrechtskonvention 2009 bestehende staatliche Verpflichtung, »kulturelle Teilnahme für alle, insbesondere für behinderte Menschen, zu ermöglichen. Dies gilt auch für Museen.«

Der Terminus »leichte Sprache« bezeichnet zudem eine speziell regulierte Ausdrucksweise des Deutschen, die auf niedrigschwellige Verständlichkeit abzielt. Dies soll Menschen, die aus unterschiedlichen Gründen über eine geringe Kompetenz in der deutschen Sprache verfügen, das Verstehen von Texten erleichtern. Die »leichte Sprache« ist damit auch wichtiger Bestandteil der Barrierefreiheit. Insbesondere im Museum wird »leichte Sprache« bei Führungen für Menschen mit Behinderung oder auch bei Ausstellungstexten, Begleitbroschüren und im Rahmen der Öffentlichkeitsarbeit angewandt. Das Übersetzen der teilweise sehr anspruchsvollen Informationen in die »leichte Sprache« ist ein zeitaufwendiger und schwieriger Prozess. Dass die Resultate in manchen Fällen dann leider doch noch Mängel haben, zeigt auf, dass es gerade hier anstelle von spöttischer Kritik die Kompetenzen und die Unterstützung der Wissenschaft bräuchte.

Zum anderen kann man bereits hier den Kunstbegriff, der Wolfgang Ullrichs Schreiben zu Grunde liegt, hinterfragen. Wem gehört die Kunst, die hier



Sehbehinderte lernen in einem Workshop an der National Gallery in London, Gemälde zu ertasten

vermeintlich zu Unrecht für etwaige sozialromantische Zwecke »verdienstvoll oder vergeblich« zweckentfremdet wird? Und wem sollte sie nach Meinung des Autors besser vorbehalten sein? L'art pour l'art oder Kunst für alle?

Nach Aussage des Autors habe sich insbesondere das Kunstmuseum zur sozialpolitischen Institution entwickelt, die, anstatt wie es angebracht wäre, zu bewahren und zu forschen, sich nun hauptsächlich darauf konzentriere, Zugänge zu bieten und zu vermitteln. Und das wenn möglich für und an alle, sogenannte »kunstferne Milieus« eingeschlossen: »Fast schon selbstverständlich sind Veranstaltungen für Menschen mit Migrationshintergrund, Programme für Demenzzranke oder Angebote der sogenannten Geragogik für ältere Menschen«, so Ullrich empört. Ja sogar Angebote für frischgeborene Mütter und Väter mit ihren Säuglingen gäbe es jetzt schon und diese seien auch noch auf die Interessen und Bedürfnisse der Teilnehmer abgestimmt. »Freizeit« statt »Bildung«, Kunstvermittlung als »Vermählung von Kunstreligion und Sozialdemokratie«. Ja darf das denn?

Ohne es zu wollen hat Ullrich hier auch ein großes Lob an die Vermittlungsarbeit innerhalb kultureller Einrichtungen ausgesprochen. Ist es auch nicht das erklärte Ziel der Museen, noch den letzten potentiellen Besucher hinter dem Ofen hervorzulocken, so ist doch die Bereitstellung eines vielseitigen und auf die verschiedenen Bedürfnisse potentieller Besucher abgestimmtes Vermittlungsangebot mittlerweile durchaus ein zentrales Bestreben innerhalb der (Kunst-)Museen. Es besteht hierbei jedoch ein feiner Unterschied zwischen dem Anspruch, den Ullrich im Blick hat, jeden um jeden Preis erreichen zu wollen, und einem breitgefächerten Vermittlungsangebot auf Grundlage der verschiedenen Interessen, Bedürfnisse und Anforderungen einer pluralen Gesellschaft. In den Qualitätskriterien für Museen heißt es hierzu: »Vermittler/innen arbeiten für alle und mit allen Besuchern/innen eines Museums. Diese haben jeweils unterschiedliche Bedürfnisse. Die Mitarbeiter/innen für Museumspädagogik entwickeln Angebote für alle Gruppen des Museumspublikums und für potentiell neue Besucher/innen, um möglichst vielen die Teilhabe an kultureller Bildung im Museum zu ermöglichen.«

Ist öffentlicher Zugang auf Basis einer demokratisch organisierten Gesellschaft also banal? Und wer gehört eigentlich zu diesem sogenannten »kunstfernen Milieu«. Ist Kunst tatsächlich »einfach nicht für jeden etwas«? Und von welcher Kunst sprechen wir überhaupt an welcher Stelle?

Ausgehend von der glücklicherweise vorhandenen Diversität der Kunst, möchte ich an dieser Stelle die gewagte These aufstellen, dass bei Auseinandersetzung mit Kunst sehr wohl für jeden etwas dabei sein kann. Ich bin zudem der Meinung, dass ebenso wie es meines Erachtens nach keine allgemeingültige, allumfassende Definition von Kunst gibt oder geben sollte, es auch kein allgemein gültiges, im Sinne von einheitliches Verständnis von einem bestimmten Kunstwerk geben kann und darf. Ebenso wie Kunst nicht gleich Kunst ist, ist Kunstvermittlung nicht gleich Kunstvermittlung bzw. darf das auch gar nicht sein. Vielmehr gilt es, die Zielsetzungen und Methoden innerhalb der Vermittlungsarbeit immer wieder neu auszuloten. Und das eben vor allem in Bezug auf die Kunst, mit der sich auseinandergesetzt wird.

Museen verstehen sich heute vermehrt auch als Bildungseinrichtung. Ob hier automatisch der tatsächliche Zweck des Museums verfehlt wird und welcher das überhaupt ist, darüber kann und darf gerne diskutiert werden. Fest steht aber, dass diese Funktion der Museen in den letzten Jahren immer mehr an Bedeutung gewonnen hat. Das

Museum ist, zum Beispiel als außerschulischer Lernort, fester Bestandteil ästhetischer, kultureller und politischer Bildung.

Diesen Paradigmenwechseln gilt es sich immer wieder bewusst zu machen. Ein wichtiger Faktor ist hierbei die Inklusion. Nach Heinz Bude bedeutet gesellschaftliche Inklusion nicht Einheitlichkeit zu schaffen, sondern Vielfältigkeit zu ermöglichen. Er weist allerdings auch darauf hin, dass gute Praxis nicht Anwendung von Vorgaben, sondern Verhandlungen in der Sache darstellt. Das dürfte wohl im Sinne Ullrichs sein, der es als problematisch ansieht, wenn die Voraussetzungen des Publikums über die Anforderungen der Kunst gestellt werden.

Wie soll sich das Museum angesichts dieses Balance-Akts positionieren? Und wie soll und kann ein Museum der Zukunft aussehen? In einem Artikel des Guardian, in dem verschiedene Experten ihre Einschätzungen und Wünsche zur vergangenen, gegenwärtigen und zukünftigen Rolle des Museums äußerten, heißt es unter anderem: »Museums are already the most innovative public institutions in the arts and cultural sector.« Ein Satz, der aus deutscher Perspektive fast schon utopisch anmutet. Gleichzeitig hat diese Aussage auch eine unglaublich motivierende Wirkung.

Ullrich hinterfragt in seinem Beitrag jedoch nicht nur die Funktion des (Kunst-)Museums als Bildungs- bzw. Vermittlungsstätte, sondern bemän-

gelt auch die Art und Weise der Auseinandersetzung. »Niemand zuvor in der Geschichte wurde mit Kunstwerken so viel gemacht wie heute.« – und das unter einem regelrechten Imperativ der Vermittlung. Hierbei werde die Kunst jedoch lediglich zum bloßen Affektgeber für spontane Assoziationen und Gefühlsäußerungen degradiert. Unter der Vorgabe, bloß niemanden zu überfordern (die kunstfernen Milieus, man erinnere sich) käme die kunstvermittelnde Praxis über simple Methodennachahmung nicht hinaus. Das Resultat: Verharmlosung statt Auseinandersetzung, Verkürzung statt intellektueller Aneignung und im schlimmsten Fall: Frustration bei der zur Vermittlungsarbeit verdonnerten Zielgruppe. Die tatsächliche Bildung (also die des Bildungsbürgertums, versteht sich) bleibe auf der Strecke, heruntergedimmt auf »eine vage Atmosphäre von Kreativität«. Wer noch erwarten wolle, dass Kunst auch wehtun dürfe oder sogar müsse, der würde sich rasch des Vorwurfs elitärer Minderheitenfeindlichkeit schuldig machen, klagt Ullrich.

Interessant ist, dass Ullrich Kunstvermittlung in erster Linie mit niederschweligen Angeboten für etwaige zu definierende Minderheiten gleichsetzt, die sich vor allem hierdurch auszeichnen, dass es ihnen an den Voraussetzungen für eine anspruchsvolle Auseinandersetzung mit Kunst fehle. Bedeutet ein niederschwelliger Einstieg also automatisch Trivialisierung und damit die von Ullrich angedrohte Banalität? Und wo fängt Banalität überhaupt an? In seiner Argumentation geht Kunstvermittlung

ganz pauschal auf Kosten einer differenzierten Auseinandersetzung, auf Kosten von Wissen und letztendlich auch auf Kosten der Kunst selbst. Denn, so Ullrich, die Verabsolutierung der Kunst führe schlussendlich zu deren Trivialisierung. Aber ist das tatsächlich so?

Die Ziele innerhalb der Vermittlungsarbeit in Kunstmuseen sind vielseitig. Mitnichten geht es um bloße Inklusion der breiten Masse, deren vermeintlich benachteiligte Randgruppen vor allem »abgeholt« und beschäftigt werden sollen. Vielmehr entwickeln Kunst- und Kulturvermittler, männliche wie weibliche übrigens, sowohl innerhalb ihrer Institutionen wie auch im internationalen Austausch kontinuierlich Aneignungsformen und Wahrnehmungsstrategien, über die sowohl Wissen als auch Kompetenzen vermittelt werden können. So wird zum Beispiel Wissen im Gegensatz zum 19. und 20. Jahrhundert heute weit mehr über Bilder als über Texte aufgenommen. Nicht eine text- oder wortbasierte Vermittlung allein, etwa in Form von Führungen oder Audio-guides, führt zu einer veränderten Wahrnehmung, sondern eine sinnliche Wahrnehmung bildet den Ausgangspunkt für den Verstehens-Prozess.

Auch ist die Aneignung von Objekten und Architekturen nicht nur als ein kognitiver Prozess zu verstehen, sondern als ein im weitesten Sinn sinnlich-ästhetischer. Dabei unterscheiden wir zum einen die Wahrnehmung der Materialität, der Objekte und Architekturen, zum anderen Sinnes-

eindrücke, die wir über die Bewegung im Raum aufnehmen. Beide ermöglichen ein vorreflexives Verstehen. Dieses sollte und kann insbesondere in pädagogisch begleitenden Prozessen in einen reflexiven Prozess überführt werden.

Hieraus ergeben sich zentrale Formen der Vermittlung, nämlich Methoden, die die Wahrnehmung im sozialen Miteinander und Austausch intensivieren. Dazu zählt etwa das Abzeichnen von Objekten, das gemeinsame Beschreiben von Gegenständen, aber auch Räume mit Klängen zu bespielen, welches wiederum die Wahrnehmung dieser verändert. Auch sollen methodische Vermittlungsstrategien, innerhalb derer zum Beispiel künstlerische Verfahren nachvollzogen werden, keineswegs den Eindruck vermitteln, dass »das ja jeder kann«. Im Gegenteil. Wird doch gerade beim praktischen Nachvollziehen von Techniken deutlich, dass eben mehr zu einem Pollock gehört, als Farbe an die Wand zu werfen. Und selbst bei extrem talentierten »Nachahmern« bietet sich doch gerade hier ein interessanter Ansatz, um zum Beispiel über Authentizität zu diskutieren.

Für sämtliche Vermittlungsansätze gilt jedoch: Kunst darf sowohl wehtun als auch anspruchsvoll sein. Sie kann unter methodischen, ästhetischen, diskursiven, epochalen, politischen, kommerziellen und diversen weiteren Gesichtspunkten betrachtet werden. Sie kann erfreuen, aber auch bilden. Sie kann sogar banal sein, jedoch niemals absolut. Die aus dem Beitrag und Ullrichs Forderung nach

einer Diskussion zum Sinn von rein zielgruppenorientierten Vermittlungskonzepten entstandene Debatte zeigt auch, dass Ullrichs Argumente durchaus ihre Berechtigung haben. Kunstvermittlung sollte nicht leichtfertig betrieben werden. Und in keinem Fall sollte jemand dazu gezwungen werden, sich mit Kunst zu beschäftigen. Auch sind eine Stilisierung der Kunst zur »Heilinstanz« und sich daraus ergebende kunstreligiöse Umgangsformen in jedem Fall mit Vorsicht zu behandeln.

Muss ich auch Herrn Ullrichs Einschätzung, dass KunstvermittlerInnen im Zweifel immer eher AnwältInnen ihrer Zielgruppen als der Kunst sind – zumindest was meine eigene Person angeht – widersprechen, so bin ich jedoch unbedingt der Meinung, dass es für eine erfolgreiche Kunst- und Kulturvermittlung eine dialogische Zusammenarbeit zwischen (sofern noch möglich) KünstlerInnen und Kunstvermittlung, ebenso wie auch zwischen WissenschaftlerInnen, KuratorInnen und Kunstvermittlung braucht. Nur so können meines Erachtens die Weichen für eine sowohl inhaltlich als auch methodisch sinnvolle Kunstvermittlung gestellt werden. Der Beitrag von Herrn Ullrich und die daraus entstehende Debatte zeigt, dass es wohl genau das braucht: Austausch, Diskussion, Dialog – und zwar nicht in getrennten Abteilungen/Häusern, sondern an einem Tisch.

Lisa-Katharina Förster



Lisa-Katharina Förster, Jahrgang 1987, studierte Neuere Deutsche Literatur, Germanistische Linguistik und Kunstgeschichte in München. Bereits während ihres Studiums interessierte sie sich auch für die praktischen Aspekte von Literatur und Kunst und arbeitete unter anderem im Literaturhaus München als Ausstellungs-Guide. Nach Abschluss ihres Studiums war sie zwei Jahre wissenschaftliche Volontärin im Referat Forschung und Bildung der Klassik Stiftung Weimar. Einen wichtigen Bestandteil ihrer Tätigkeit stellte hierbei die Suche nach zeitgemäßen und innovativen Ansätzen zum historisch-politischen Lernen und der Entwicklung von nachhaltigen Formaten an der Schnittstelle von kultureller und politischer Bildung dar. Ausgehend von ihren Erfahrungen in der Kunst- und Kulturvermittlung in Deutschland möchte sie nun ihre Kenntnisse im Ausland erweitern und wird daher ab September 2015 eine DAAD-Sprachassistentin in Irland antreten.

Theater Fata Morgana Das Gespenst von Canterville

Gruselige Gespenstergeschichten brauchen schummrige Beleuchtung und ein schauerliches Ambiente ...? Falsch!

Thomas Esser reichen eine Stehlampe und ein Halbrund aus unterschiedlichsten Instrumenten – schon ist alles da, was »Das Gespenst von Canterville« benötigt, um sich wirksam zu entfalten: ein Schloss samt Bewohnern, das chronisch schlechte englische Wetter und natürlich jede Menge unheimliche Momente.

Die Solo-Performance vom Theater Fata Morgana ist ein Highlight unter den Kindertheaterstücken. Bereits beim Einlass ins Fundus Theater weht dem Publikum eine eigenwillige Atmosphäre entgegen: Der Schauspieler heißt die einkehrenden Zuschauer mit einer Teetasse in der Hand willkommen – sein abgespreizter kleiner Finger passt perfekt zur exzentrischen Kleidung aus geblühtem Hemd, kariertes Weste und gestreifter Jacke. Frisur und Gesichtsausdruck tun ein Übriges, um den Eindruck des verschrobene Engländers zu unterstreichen.

Der Gentleman nimmt alsbald ebenfalls Platz, inmitten seines Arsenal von Musikinstrumenten und Geräusch erzeugenden Utensilien. 55 Minuten lang wird er diesen Stuhl nicht verlassen. Thomas Esser erzählt Oscar Wildes Märchen »Das Gespenst von Canterville« in perfektem Timing als Live-Hörspiel, flicht geschickt Pau-

sen und Temposteigerungen in die Geschichte ein und verleiht jeder Figur eine eigene Stimme.

Da ist zunächst die sechsköpfige Familie Otis aus den USA – wild entschlossen, die Warnungen vor einem Gespenst im altenglischen Schloss zu ignorieren und dieses ab sofort zu bewohnen; Vater, Mutter, Sohn, Tochter und die jüngeren Zwillinge sind allesamt an ihrem Tonfall leicht voneinander zu unterscheiden. Die Haushälterin äußert sich verhalten, und das Gespenst grollt gruselig – beide wurden laut Vertrag von den neuen Bewohnern ausdrücklich mitgemietet.

In der Rolle des Erzählers spricht Thomas Esser mit unverstellter Stimme und gibt so den Zuschauern ab sieben Jahren hin und wieder die



Very British: Thomas Esser empfängt das Publikum zum Tee

Gelegenheit, aus der Grusel-Story auszusteigen. Die wird ohnehin regelmäßig durch die organisch eingeflochtene Geräuschebene unterbrochen: Ein Blech flattert zum Prasseln des heftigen britischen Regens; beim Ausritt der Tochter ist das Hufgetrappel der Pferde deutlich zu hören; und natürlich werden die Auftritte des Gespenstes von Kettenrasseln oder grauenvollem Lachen akustisch untermalt. Dass auf diese Weise für alle Zuschauer gut sichtbar ist, wie die schaurige Atmosphäre erzeugt wird, verringert den Gruselgehalt der Geschichte zwar, doch Essers virtuoses Spiel mit offenen Karten gibt dem Schauer nur eine andere Qualität.

Entspannung wird erst bei der Begegnung zwischen dem Jahrhunderte alten Adelsgespenst Sir Canterville und dem neureichen Schlossherren gewährt: Der pragmatische Amerikaner Mister Otis empfiehlt ein bewährtes Öl zum Schmieren der rostigen Ketten, damit seine Familie ungestört schlafen könne, und er überreicht dem verdutzten Geist auch gleich ein Fläschchen, bevor er sich unaufgeregt wieder in sein Schlafzimmer zurückzieht. Nie zuvor wurde dem Gespenst mit einer derartigen Furcht- und Respektlosigkeit begegnet, immerhin kann es auf eine Spukerfahrung von mehreren Jahrhunderten zurückschauen. In der Folgezeit sinnt es also auf extrem erfolgreiche Grusel-Nummern, die vorherige Schlossbewohner verlässlich in die Flucht oder in den Wahnsinn trieben. Doch



Virtuoses Spiel mit rasselnden Ketten: Thomas Esser, Musiker, Schauspieler und Erzähler

egal, wie kunstvoll das Gespenst seine Auftritte inszeniert – irgendjemand aus der Familie verdirbt sie: Mal will Mrs. Otis mütterlich helfen, ein andermal werfen die Zwillinge dem Geist Kopfkissen entgegen. Selbst als blutiger Geköpfter erntet das irritierte Gespenst nur spöttische Kommentare – von nachhaltigem Erschrecken kann jedenfalls keine Rede sein.

Nicht genug damit, dass der ruchlose Sir Canterville als Strafe für den von ihm begangenen Mord an seiner Gattin seit Jahrhunderten zum Spuken und damit zur gespenstischen Einsam-

keit verdammt ist – nun wird er auch noch verhöhnt. Dabei ersehnt er nichts mehr, als endlich sterben und seine Ruhe finden zu dürfen... Dem traurigen Gespenst kann geholfen werden: Die Otis-Tochter hat Mitleid und Mut genug, um den Verzweifelten zu erlösen und damit auch das Heim ihrer Familie vom Spuk zu befreien.

Das junge Publikum atmet im Finale erleichtert auf. Es weiß nun, wie man Gespenster unschädlich machen kann. Und die Erwachsenen haben sich bestens amüsiert über die von Oscar Wilde gut gesetzten Pointen, in denen Aberglaube auf

Fortschrittsgläubigkeit prallt, Alte gegen Neue Welt antritt. In der behutsamen Regie von Brigitte Ostermann und dank des wunderbaren Musikers, Schauspielers und Erzählers Thomas Esser entsteht das Theaterstück in der Fantasie des Publikums und wird zum vielfarbigem Kopfkino – und es zeigt sich, dass es ein Gewinn für alle ist, wenn das vielseitige und experimentierfreudige Theater Fata Morgana, das einst in Hildesheim gegründet wurde, nun auch im jungen Genre des Live-Hörspiels in Hamburg herumpunkt.

Dagmar Ellen Fischer

Einige Highlights im kommenden Vierteljahr Tipps von September bis Dezember 2015

19.9. - 12.11.2015

Internationales Musik- und
Theaterfestival ‚KinderKinder‘
www.kinderkinder.de



3. - 11.10.2015

‚Seiteneinsteiger‘ Lesefest Hamburg
www.seiteneinstieger-hamburg.de

3. - 4.10.2015

‚Orchestrale‘ 2015
9. Landesorchestrierwettbewerb
Hamburg und Schleswig-Holstein
www.landesmusikrat-hamburg.de



9. - 11.12.2015

27. Hamburger Nachwuchs Filmfestival
‚abgedreht‘ | Metropolis-Kino, Hamburg
<http://www.abgedreht-hamburg.de>

13. - 14.11.2015

Bundesweite Fachtagung
‚Illusion Partizipation – Zukunft Partizipation‘ | Berlin
www.partizipationstagung.bkj.de

